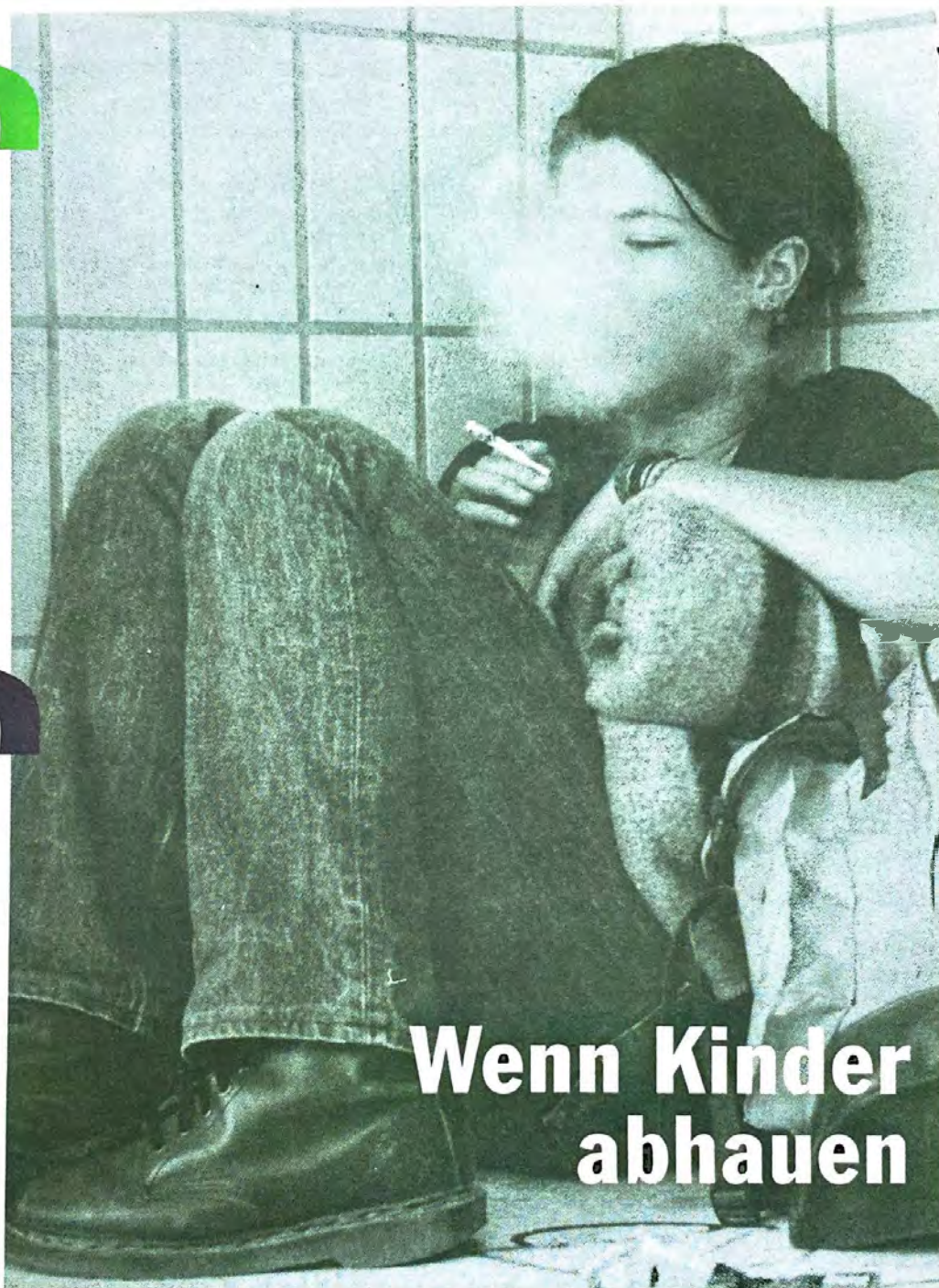


**2**<sup>40</sup> Mark, davon **1**<sup>20</sup> Mark für den/die VerkäuferIn

# fiftyfifty



fiftyfifty im Internet: [www.zakk.de/fiftyfifty](http://www.zakk.de/fiftyfifty)

**Wenn Kinder  
abhauen**

**Außerdem:**

**ERZÄHLUNG:** Hermann, der Obdachlose

**AUSLAND:** Straßenverkäufer in Südafrika

**STRASSENKINDER:** Laß' mich leben, mein Kind



Franziskanerbruder Matthäus Werner,  
Schirmherr von *fiftyfifty*

Liebe Leserinnen und Leser,

in den vergangenen drei Jahren konnten wir das Angebot für wohnungslose Menschen erheblich verbessern. Dafür bin ich sehr dankbar.

Doch noch immer leben viele Männer und Frauen auf der Straße. Durch intensive Beratung und Begleitung haben wir erfahren müssen, daß es quasi keine Hilfe für Obdachlose mit Hunden gibt. Dabei ist das Tier oft der einzige Begleiter in einer von Aussichtslosigkeit und Depression geprägten persönlichen Krise der Betroffenen. Die Forderung nach Abschaffung des Vierbeiners geht häufig an den Bedürfnissen und der Realität vorbei.

Der Hund bietet aber nicht nur Freundschaft und Wärme, sondern auch Schutz vor Übergriffen beim Schlafen im Freien. In Notunterkünften (auch in unserer eigenen in der Klosterstr.) ist das Mitbringen von Hunden aus Hygiene- und Tierschutzgründen verboten. Deshalb haben wir uns entschlossen, im Caritasheim spezielle Einzelunterkünfte für Obdachlose und ihre Vierbeiner anzubieten, eine Maßnahme, die vor Gewalt auf der Straße und in kalten Tagen auch vor dem Erfrieren bewahren kann.

Auch wohnungslose Paare haben es oft schwer. Wir meinen, daß Partnerschaften, die auf der Straße oft jahrelang gelebt werden, kein Hinderungsgrund für eine menschenwürdige Unterkunft sein dürfen. Das derzeitige Hilfesystem ist aber auf die Unterbringung von in Partnerschaften lebenden Menschen nicht ausgerichtet. Deshalb wollen wir auch hier unser Angebot erweitern und hoffen auf Ihre Unterstützung.

Zum Schluß noch eine Bitte in Sachen *fiftyfifty*. Unser Straßenmagazin hat unliebsame Konkurrenz bekommen. Da wir weiterhin am Prinzip der Kostendeckung festhalten und keine Spendengelder in die Zeitung investieren wollen, sind wir auf Ihre Treue angewiesen. Bitte kaufen Sie auch weiterhin *fiftyfifty*, und empfehlen Sie uns weiter. Denn nur so können wir die wirtschaftliche Basis des Projektes und einen großen Teil unserer Hilfe für Menschen auf der Straße aufrecht erhalten.

Vielen Dank für Ihre Treue, Ihr

Br. *Matthäus*

PS: In diesem Jahr jährt sich zum 50sten Mal die allgemeine Erklärung der Menschenrechte. Aus diesem Anlaß starten wir am 21. August um 11 Uhr eine öffentliche Aktion mit dem bekannten Künstler Eckard Roese (Heine-Zyklus, etc.) in der Ratinger Str. von Düsseldorf (Brauerei Füchsen). Ich würde mich sehr freuen, möglichst viele *fiftyfifty*-Leserinnen und -Leser bei dieser Gelegenheit persönlich begrüßen zu können.

## S p e n d e n k o n t o

Wenn Sie *fiftyfifty* finanziell unterstützen wollen, spenden Sie bitte auf folgendes Konto: Asphalt e.V., Postbank Essen, Konto-Nummer 53 96 61 - 431, BLZ 360 100 43. Alle Spenden sind steuerlich abzugsfähig. Eine Spendenquittung stellen wir auf Wunsch gerne aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre vollständige Adresse auf dem Überweisungsträger (Feld: Verwendungszweck) anzugeben.

**fiftyfifty**

*fiftyfifty*, Straßenmagazin  
für unsere Stadt

### IMPRESSUM

Herausgeber:

Asphalt e.V., Düsseldorf

Duisburger Tafel e.V., Duisburg

Diakonie Mönchengladbach  
„Wohnraumhilfe“

Redaktionsleitung:  
Hubert Ostendorf (v.i.S.d.P.)

CvD:  
Petra Koch

Kultur:  
Dr. Olaf Cless

Cinema:  
Dagmar Dahmen

Kontraste:  
Volker Rekitzke

Lokalredaktion Duisburg:  
Bettina Richtler  
Fon und Fax: 0203-35 01 80

Lokalredaktion Mönchengladbach:  
Jörg Trieschmann  
Fon und Fax: 02161-17 71 88

Layout:  
in puncto Design und Werbegrafik  
Heike Hassel, Rike Casper  
Fax 0211-307358

Druck:  
Tiamat Düsseldorf

Anzeigen:  
Andersson GmbH,  
Tel. 0211-90 18 123  
Es gilt die Anzeigenpreisliste  
vom 01.02.1996

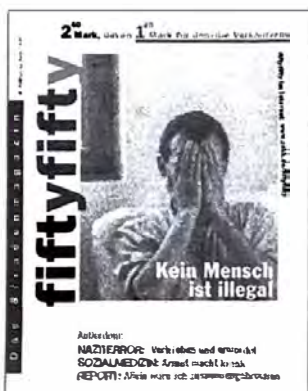
Redaktion, Verlag und Vertrieb:  
*fiftyfifty*, Ludwigshafenerstr. 33f  
40229 Düsseldorf,  
Tel. 0211-22 94 060  
Fax 0211-92 16 389

Internet-Adresse:  
<http://www.zakk.de/fiftyfifty>  
e-mail: [fiftyfifty@zakk.de](mailto:fiftyfifty@zakk.de)

Titelfoto: Gerlinde Heep







**Was die LeserInnen sagen ...**

Ich begrüße Ihr Projekt ausgesprochen. Arbeiten Sie weiter daran, auch wenn es ab und zu Rückschläge geben sollte.

*Prof. Dr. J.D. Schipke*

Ihre Titelgeschichte ist ein notwendiger Beitrag zu einem skandalösen politischen Umstand. Gut, daß Sie den Mut gefunden haben, ein Bleiberecht für Verfolgte zu fordern, wie es das Grundgesetz in seiner ursprünglichen Fassung ja einmal vorgesehen hat.

*Gertrud Klingenschmitt*

Das Gedicht von Nazif Telek („Exü“) hat mich sehr bewegt. Vielleicht können Sie noch mehr von davon bringen.

*Werner Teppel*

Die Predigt von Pfarrer Pick trifft den Nagel auf den Kopf. Mit deutschen Waffen werden in der Türkei (und anderswo) KurdInnen ermordet, und die Flüchtlinge werden in Deutschland kriminalisiert und in ihre Nicht-Helmatländer direkt in die Hände ihrer Folterer abgeschoben. Derweil reibt man sich an Stammtischen die Hände.

*Friedhelm Jaa*

Anmerkung der Redaktion: Zum Thema „Kein Mensch ist illegal“ erreichte uns eine Fülle von LeserInnenbriefen, darunter leider auch viele rechtsgerichtete, die wir an dieser Stelle nicht abdrucken wollen.

Neulich habe ich die Konkurrenz-Zeitung „Straßenfeger“ gekauft. Ich dachte erst, es sei fiftyfifty. Bis ich dann im Impressum las, daß das Blatt aus Berlin kommt. Ich finde, es ist unverantwortlich vom Straßenfeger, sich in Düsseldorf auszubreiten, die Käufer zu verunsichern. Ich jedenfalls möchte weiterhin konkrete Projekte vor Ort unterstützen und werde in Zukunft den Straßenfeger ablehnen. Dem fiftyfifty-Team wünsche ich alles Gute und viel Erfolg und Durchhaltevermögen.

*Edith Szczypolsky*

Euer Straßenrad ist zu teuer, der Anteil für die Obdachlosenhilfe zu gering. Die Uhren- und Kunstblatt-Aktionen finde ich besser, weil sich (fast) jeder daran beteiligen kann und mensch für vergleichsweise wenig Geld wertvolle Produkte kaufen kann.

*Martin Osenbringk*

**Was die Medien sagen ...**

Eine ganz neue Idee hilft jetzt Obdachlosen - das fiftyfifty-Rad. Ausgestattet mit einem hochwertigen Rahmen und einer Shimano-Gangschaltung wird jedes Fahrrad individuell der Körpergröße angepaßt. Vom Verkaufspreis von 1.442 Mark gehen 286,08 Mark an das Obdachlosenhhaus.

*NRZ*



Menschen, die auf der Straße Geld sammeln, Anzeigen oder Abos verkaufen, handeln nicht in unserem Auftrag.

Alle fiftyfifty-Verkäufer haben einen Ausweis, der sie zum Verkauf von fiftyfifty legitimiert.

Frau gesucht, mit oder ohne Kind, die mit in unserer Familie im ländlichen Oberbergischen leben will. Wir, das sind: m(38), w(27), w(4 1/2), w(2 1/2), m(7 Monate). Tel. 02261/77636.

**NACHRUF**

Nach langer, schwerer Krankheit verstarb mit 48 Jahren

**Gerhard von Glischinski**  
- Arbeit war sein Leben -

In stiller Trauer:  
sein Sohn Marius Paffrath-von Glischinski  
Rosa Paffrath, Ahmed Khedal und Familie,  
Nacer Din Cherif Ralf Khedal, Farah el Loullekh,  
Rudy Said Paffrath-Khedal, Roswitha Paffrath

**REPORTAGE**

Hermann

Seite 4



**TITEL**

Nur Schmerz und Tränen

Seite 6



Der Hammer des Monats

Seite 12

**AUSLAND**

Hütten aus Wellblech

Seite 14



**CINEMA**

Seite 20



**BENEFIZ**

Uecker-Lithographie für Obdachlose

Seite 21

**STRASSENKINDER**

Wohin ist sie gegangen?

Seite 22



# Hermann

Protokoll einer Vision

Erzählung eines 12-JÄHRIGEN SONDRSCHÜLERS,  
aufgezeichnet nach einem Tonbandprotokoll von seiner  
Lehrerin Susanne Karczag.



**Ich erzähle von Armen.  
Die, wie wir immer sagen,  
wie „Penner“ leben.  
Sie leben auf der Straße,  
unter Brücken oder in Wäl-  
dern. Sie trinken sich voll,  
damit sie die Kälte nicht  
merken. Sie wissen gar nicht  
mehr, was sie tun, wenn sie  
besoffen sind. Deswegen  
kommen sie öfters zwischen  
Prügeleien und zwischen  
Klauereien. Das möchte ich  
jetzt erzählen. Von Hermann,  
dem Obdachlosen.**

Eines Tages ging Hermann auf einen Marktplatz und schaute sich um. Keine Menschenseele zu sehen. Er ging weiter, und da sah er einen Tannenbaum, und er überlegte: „Moment mal, wir haben doch überhaupt kein Weihnachten. Das ist doch schon vorbei.“ Er nahm den Baum mit. Er schleifte ihn hinter sich her. Er nahm ihn als Dekoration. Auf einer Parkbank, da läßt er sich doch bestimmt nicht gut stehen. Wenn er dann weg ist, tut der Förster den Tannenbaum sowieso von der Bank runter, damit andere Leute draufsitzen können. Ja, und er überlegte: „Was könnte ich nur machen mit diesem Baum?“

Nein, lieber nicht. Der Tannenbaum ist viel zu schade, um ihn auf den Müll zu schmeißen. Ich weiß nicht, der Förster holt ihn wirklich nur ab. Am besten nehme ich den Tannenbaum jetzt mit und bringe ihn zu meinem alten Schlafplatz, der Cranachbrücke. Ich tu mich meistens schämen, über die Straße zu gehen. Jede Menschenseele sieht mich an. Ich schäme mich sehr. Alle schreien mir meistens hinterher. „Na, du fauler Sack! Wohl zu faul zum Arbeiten?“ Aber so ist es nicht. Und ich ging weiter und weiter. Und auf einmal kam ich an. Ich legte den Tannenbaum hin und hab erst mal meinen Schlafplatz hergerichtet. Was sollte ich jetzt tun? Ich habe erst mal ein Loch gegraben. Ich habe den Tannenbaum eingebuddelt. Und ich habe mich schlafen gelegt. Es war schon sehr, sehr spät. Am nächsten Morgen wurde ich wach und der Tannenbaum war voller Eis. Ich guckte mich um. Na nu, was ist das? Es schneit? Gestern war es doch noch ganz warm. Träum' ich oder wach' ich? Ich weiß es nicht. Ich versuch' mich zu kneifen. Ich bin wach. Ich spür' diesen Kniff. Ich weiß nicht, hier Schnee? Es war doch gestern noch ganz warm. Na ja, auf einmal hörte ich ein Gequietsche. Ein Bollern. Was ist es? Ich erschrak. Oh, das war ja nur eine Maus. Ich ging weg. Der Tannenbaum blieb ganz allein. Was nun? Was soll ich nur tun? Ich sah Autos voller Eis. Ich weiß nicht, ich ging von der Cranachbrücke zum Weiher und traf Willi.

„Hei, Willi. Wie geht es dir?“ fragte ich ihn.

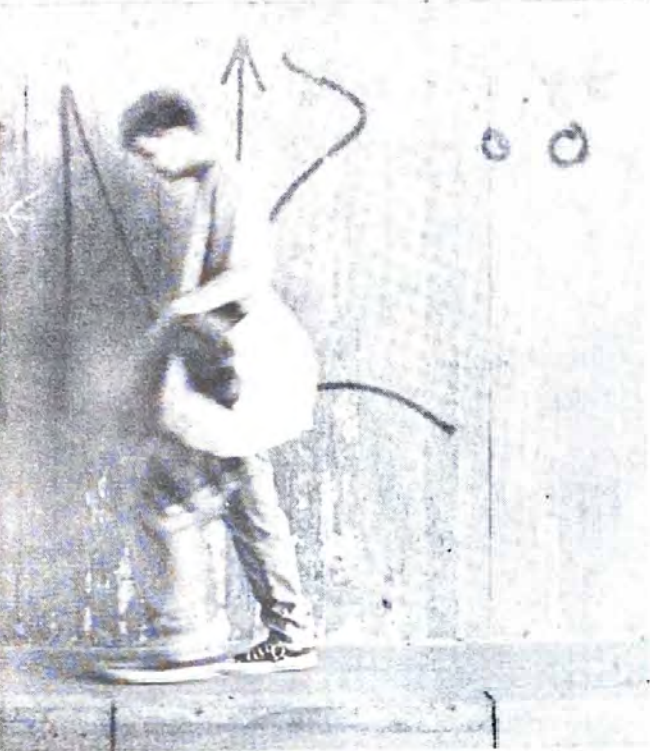
„Och, eigentlich ganz gut.“

„Hast du vielleicht 'ne Flasche Whiskey für mich?“

„Nee, ich bin pleite.“

„Na ja, bis gleich.“





„Treffen wir uns gleich an der Cranachbrücke.“

„Ja, natürlich.“

Und ich ging weiter. Und weiter. Und dann sah ich auf einmal 'was Rotes. Was schwimmt denn da? Und dann sah ich da eine Wäschetrommel. Ich setzte mich rein, habe mir einen Stock geschnappt und schwamm auf die Insel, die auf dem Weiher ist. Ganz viele Enten um mich rum. Was hörte ich da? Eine Stimme. „Willi, bist du das?“ Nichts zu hören. Und dann auf einmal diese Stimme wieder. „Quak, quak, ich bin hier. Quak, quak, ich bin hier.“ Hier will mir jemand wohl einen bösen Streich spielen. „Quak, quak, ich bin wieder hier.“ Und da hörte ich es schon wieder. Ich überlegte, was ist das nur. „Quak, quak, ich bin wieder hier.“ Ich schaute mich um. Und auf einmal stand eine Ente vor mir. „Quak, quak, ich bin wieder hier.“

Ich fragte die Ente: „Redest du?“

„Quak, quak, ich bin wieder hier.“

„Ich glaube, ich habe zuviel getrunken. Ach quatsch, ich habe doch heute noch gar nichts getrunken. Hm, Ente, redest du?“

„Quak, quak, ja klar.“

„Wie heißt du denn Ente?“

„Quak, quak, ich heiße Quak.“

Ich setzte mich wieder in die rote Tonne und schwamm zurück und die Ente hinter mir her. Als ich erstmal aus dem Boot war, war die Ente auf einmal verschwunden, und ich ging zurück zur Cranachbrücke. Und da sah ich schon den Willi. Willi hatte eine Flasche Wein und ein Stückchen Brot und Wurst.

Da habe ich gesagt: „Willi, wo hast du diese Sachen denn her, hast du eine Bank ausgeraubt?“

„Nein, ich habe das Brot aus der Mülltonne, die Wurst habe ich von einer alten Frau bekommen, und den Wein hab ich für 10 Pfennig gekauft.“

Und wir trinken uns voll, und wir essen uns fast satt. Und wieder verging ein Tag. Ich wußte nicht. Mein Gott, kann diese Ente nur reden?

Willi fragt: „Welche Ente?“

„Ach nix, nix“, sage ich, „ich hab nur eine Ente am Weiher getroffen. Ich habe die rote Wäschetrommel genommen, bin auf die Insel geschwommen. Setzte mich da hin. Und ich guckte. Und da saß auf einmal eine Ente vor mir und die hat gesagt, 'Quak, quak, ich bin wieder hier. Quak, quak, ich heiße Quak'. Was das bedeuten sollte, wußte ich nicht.“

„Ach, du spinnst“, sagte Willi. „Du hast Halluzinationen.“

Und er ging. Und auf einmal hörte ich wieder eine Stimme. „Ho, ho, ho, ich bin der Weihnachtsmann.“ Was ist das? Wieder Schnee. Jetzt träume ich. Ich kniff mich und ich guckte, ich bin wach, und ich hab noch nach hinten geguckt. Und Willi ging. Dann sah ich den Tannenbaum.

„Bist du es, Tannenbaum?“

„Ja, natürlich, oder siehst du noch jemand hier?“

„Ui, du kannst reden.“

„Na klar, sonst würde ich ja jetzt wohl nicht reden, oder?“

Das ist ja nur Spuk. Und ich hab den Tannenbaum geschnappt und ihn auf die Straße geschmissen. Und der nächste Bus ist drübergefahren. Der Tannenbaum war kaputt. Ich war traurig aber auch wütend. Warum habe ich nur den Tannenbaum weggeschmissen? Na ja, und ich ging zu Willi's Schlafplatz. Was seh' ich da? Polizei, Krankenwagen, Feuerwehr, alles. Ein Menschentrübel. Ich ging hin und fragte einen Polizisten:

„Was ist denn hier passiert?“

„Ein Pennbruder von dir ist abgekratzt.“

Da habe ich zu mir leise gesagt: Mein Gott, was hat der für einen Ton? Ich bin hingegangen und hab geguckt. Willi, er ist tot, was ist passiert? Nix regte sich. Er war weit weg, und ich blieb ganz allein zurück. Ich war sehr traurig

**Ich tu mich meistens schämen,**

**über die Straße zu gehen.**

**Jede Menschenseele sieht mich an.**

**Ich schäme mich sehr. Alle schreien mir meistens hinterher. „Na, du fauler Sack!**

**Wohl zu faul zum Arbeiten?“**

**Aber so ist es nicht.**

und bin gegangen. Ich wußte nicht, was ich tun sollte. Trauern, oder einfach gar nichts tun. Ich ging noch einmal zu seinem Schlafplatz. Da war gar nichts. Nur noch seine Decke, seine Jacke, seine Schuhe. Was jetzt? Ich nehm' die Sachen mit.

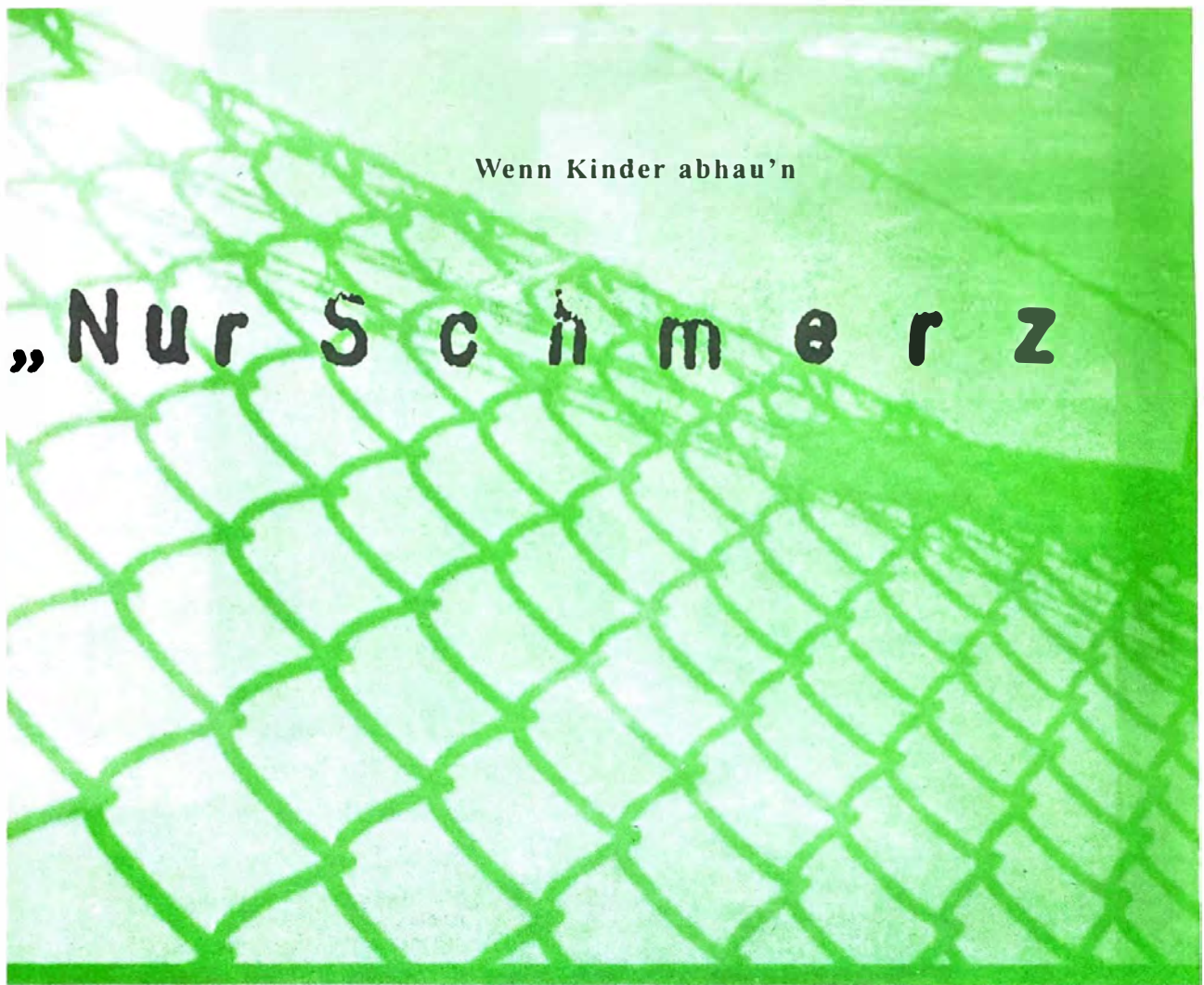
Er nahm die Sachen und ging zu seinem Schlafplatz. Er legte sie hin. Er machte sie etwas sauber und legte sie neben sein Bett. Und der nächste Tag bricht an. Die Sonne geht auf. Ich bin schon sehr früh wach. Ich geh zum Weiher, ich geh zur Mülltonne. Oh, was ist das. Ein ganzes Brot mit Salami und Käse. Hm, duftet das. Ich habe die Tüte genommen, und da unter der Tüte war ein Kästchen, und da war Apfelsaft drinne. Ich habe das Kästchen genommen, und da war Apfelsaft drinne und noch nichtmal angebrochen. Stark! Ich ging zu meinem Schlafplatz zurück und hab die Sachen gegessen, und dann wurde mir irgendwie müde. Ich wurde sehr sehr müde. Und dann sah ich auf einmal Willi. Wie kann das? Willi ist tot. Bin ich etwa jetzt auch tot? Bin ich im Himmel? Willi sagte: „Nein. Ich bin in deinen Träumen. Du siehst mich, ich seh' dich. Ich wollte noch tschö sagen.“ Hermann sagte: „Auf Wiedersehen.“

Willi sagte: „Auf Wiedersehen?“

„Ja“, sagte Hermann, „Auf Wiedersehen.“

Und Willi war weg, für immer. Hermann hat es nicht mehr ausgehalten. Er wurde verrückt. Er konnte nicht mehr. Er hatte Fieber ohne Ende. Er hat nur noch gedacht. Leben nehmen. Ich nehm' mir das Leben. Ich hab sowieso nicht mehr lang. Er nahm seine Sachen, gab seinem Freund die Sachen und ging zu der Brücke. Er schaute runter. Oh Mann, das ist sehr tief. Diese Höhe würde wohl reichen, sich das Leben zu nehmen. Er stand auf der Brücke. Er kletterte über den Zaun. Die Leute gucken, „Oh Mann, er will sich umbringen. Was sollen wir tun?“ Und der andere sagte: „Ach komm, laß ihn doch. Das ist doch nur ein Penner.“ Und ich wurde schon wieder sehr traurig und habe an Willi gedacht. Ich hab nur noch an Springen gedacht. Es ist eine Erleichterung. Nie wieder Armut, nie wieder Schmerzen. Und ich würde mich selbst erlösen. Ich schloß die Augen und ging einige Schritte nach vorne. Ich sprang. Ich glaub's nicht. Ich sprang wirklich. Und nun bin ich bei meinem allerbesten Freund - Willi.

Das war die Geschichte von Hermann.



Wenn Kinder abhau'n

# „Nur Schmerz

**Sie kommen aus ganz normalen Familien, Kinder, die es zu Hause nicht mehr aushalten. Sie wohnen in Abrißhäusern und auf Bahnhöfen und suchen die Geborgenheit in der Clique. Stattdessen finden sie ein Leben auf der Straße, das geprägt ist von Gewalt, Elend, Drogen und Tod: 7.000 Mädchen und Jungen in ganz Deutschland. Die Eltern stehen den Ausbrüchen ihrer Sprößlinge ohnmächtig gegenüber. Trauer, Verzweiflung und immer wieder die Frage „Warum?“. Mano, eine 38jährige Mutter, berichtet, wie ihre Tochter Jule abgehauen ist.**





# und Tränen“

Rudiger Dieckhänger

Unsere Tochter war 15 Jahre alt. Sie fuhr jeden Morgen mit meinem Mann zum Zug. Von dort reiste sie in die Stadt zum Gymnasium weiter. Am 8. Dezember '95 kam sie dort nie an. Ich konnte das nicht ahnen, als ich sie mittags abholen wollte. Ich war stinksauer, umsonst hingefahren zu sein, schimpfte innerlich über ihre Unzuverlässigkeit. Sie hätte mich schließlich anrufen können, wenn sie noch in der Stadt bleiben wollte.

Wir wohnen auf dem Land. Jule beschwerte sich zunehmend über die tödliche Langeweile hier. Nur Natur, keine „Action“, nichts los. In der Stadt „tobte“ das Leben. Wir Eltern hatten ganz andere Ansichten darüber, was da „tobte“. Wir wollten unsere Kinder in grüner Umgebung, ohne die Hektik und den Streß der Stadt aufwachsen lassen. Sie sollten die Natur als riesigen Spielplatz, als Freiraum für Phantasie, Bewegung, Spiel, Kreativität genießen. Aber aus dem Kind Jule war eine Jugendliche geworden. Die ersten Schwierigkeiten ließen nicht auf sich warten. Jule war immer stark und willensbetont. Sie strebte früh schon danach, so schnell wie möglich „groß“ zu werden. Früh prophezeiten uns Freunde und Bekannte, wir würden Probleme mit ihr bekommen, wenn sie im richtigen Alter sei. Auch meine Gefühle und Gedanken sagten mir: „Paß auf dieses Kind auf! Sonst gleitet sie dir eines Tages durch die Hände.“ Deshalb entschieden wir uns auch, aufs Land zu ziehen und ihr ein Pony zu geben. Sie sollte für ein Wesen verantwortlich sein, und ich wollte ihre Kindheit möglichst verlängern. Ihr Tatendrang war unerschöpflich. Immerzu mußte etwas los sein, auch außerhalb unserer Familie. Ihre Spiel- und Sportnachmittage verbrachte sie oft bei Freundinnen, im Verein, bei ihrem Pony. Auch übernachtete sie gerne woanders. Dann war sie 14 geworden. Alles wurde anders. Fast über Nacht mutierte sie. Es war ihr langweilig in der „schönen Natur“, nichts los. Der Schulwechsel von der Grundschule zum Gymnasium war für sie wie eine kalte Dusche. Mein zensurenverwöhntes Mädchen konnte ihre Leistungen nicht halten.

Die neuen Schulfreunde prözierten mit Markenklamotten. Jule fühlte sich unwohl, wollte in ihre alte Schule zurück. Es gab Streitereien, Endlosdiskussionen über Schulleistungen, abendliches Nachhausekommen, Taschengelderhöhungen, Kleidung. Alles ganz normal für dieses Alter. Sie bastelte sich eine Lügenwelt zusammen, mit der sie prahlte, spielte vor, viel Taschengeld zu bekommen und bis um zwei in der Disco bleiben zu dürfen. Sie trug zerrissene Klamotten, farbte sich die Haare lila und hatte plötzlich nasenberingte Punks als Freunde. All das trug ganz und gar nicht zur familiären Harmonie bei.

Und dann war sie weg. Kam einfach nicht nach Hause. Also, Jule stieg nicht aus. Der Zug fuhr weiter. Zu Hause wartete ich ungeduldig auf eine Nachricht von ihr. Mein Mann kam nachmittags von der Arbeit, fragte wie immer nach den Kindern. „Typisch Jule!“ war sein Kommentar. Ich wußte, was folgt. Vorhaltungen, ich würde zu inkonsequent mir ihr umgehen, waren an der Tagesordnung. In der Tat verstand meine Tochter es vorzüglich, mich einzuwickeln und mir Kompromisse zu ihren Gunsten abzurufen. Ich ging auf ihre Angebote ein, glaubte, was sie mir versprach, auch wenn sie es nur zum Teil hielt. Mich störte, daß mein Mann immer nur das Negative in ihrem Verhalten sah. Deshalb nahm ich meine Tochter oft in Schutz. Der Abend kam. Ich begann zu telefonieren. Von einer Klassenkameradin erfuhren wir, Jule sei nicht im Unterricht gewesen. Sie hatte die Schule geschwänzt. Traut sie sich deshalb nicht nach Hause? Um Ausreden war sie eigentlich nie verlegen. Angst brauchte sie nicht zu haben. Wir konnten doch über alles reden! Sicher, es gab Streit, auch Strafen, Denkkzettel. Aber das war doch „normal“...

Das Telefon klingelte. Endlich! Sie war es nicht. Enttäuschung, Wut und Sorge vermischte sich in dieser ersten Nacht



Theoisten Fall





ohne Jule. Am nächsten Tag fuhr ich überall hin, um sie zu suchen. Telefonierte erneut mit Freundinnen und Bekannten von ihr. Keiner wußte etwas, oder sie wollten nichts sagen. Am zweiten Tag gestand mir ihre Freundin, sie hätte sich mit zwei Jungen zusammen auf den Weg gemacht. Wohin, sagte sie mir nicht. Sie hatte versprochen, zu schweigen. Das machte mich wahnsinnig. Es war Winter. Sie hatte offensichtlich nichts mit, außer den Klamotten am Leib. 'Mein Kind, wie kannst du mir so etwas nur antun! Ich habe Angst um dich! Und warum bloß.' In meinem Kopf kreiste immer dieses Warum? 'Was war bloß passiert? Warum tut sie mir das an? Wo ist sie nur?' Ich war verzweifelt und fühlte mich schuldig, ohne Gründe nennen zu können. Tränen flossen endlos. Mein Kind, weg!

Es dauerte zehn Tage, bis wir etwas von Jule hörten. Zehn Tage, in denen wir dachten, verrückt werden zu müssen vor Angst und Sorge. Die Nerven lagen blank: Schlaflosigkeit. Adrenalinanfälle bei jedem Telefonklingeln. Ich war ruhelos und fühlte mich gleichzeitig gelähmt, die alltäglichen Arbeiten zu verrichten. 'Jule, wo bist du nur? Melde dich!' Sollte ich zur Polizei gehen? Eine Vermisstenanzeige aufgeben? Das war eine Familienangelegenheit! Und überhaupt - sie war bestimmt ganz in der Nähe, würde bald zur Tür hereinkommen. Wenn wirklich etwas Schlimmes passiert wäre, hätten wir es erfahren! Trotzdem lief unsere Phantasie Amok. Wir gingen zur Erziehungsberatung. Dort versuchte man uns zu beruhigen: Sie würde sich melden. Die Leute der Erziehungsberatung gaben uns gutgemeinte Ratschläge, hatten aber keine konkreten Hilfsangebote, wie wir gehofft hatten. Eine Vermisstenanzeige? Man würde sie nicht suchen. Ihr Name ginge in den Fahndungscomputer. Um sie zu finden, müßte sie auffällig werden. Inzwischen war Weihnachten! Und keine Nachricht. Ich stellte überall Lichter in die Fenster, mit der Wahnsinnsvorstellung, ihr den Weg nach Hause auszuleuchten. Wunschdenken! Es war grausam. Ich mußte ständig meine Tränen, meinen Kummer, meine Sorge unter Kontrolle halten. Wir hatten schließlich noch einen Sohn, 13 Jahre alt. Sonst hätte ich nur noch geheult. Auch unser Sohn hatte Angst um seine Schwester. Er wurde immer stiller und trug schwer an der familiären Atmosphäre. Dann, nach diesen zehn Tagen, am zweiten Weihnachtstag, rief Jule aus Berlin an. Sie hätte Angst gehabt, sich zu melden. Nein, sie wüßte nicht, warum sie weggelaufen sei. Sie würde auch wiederkommen. Nur noch Silvester mit ihren Freunden feiern. Ja, sie habe einen Platz zum Schlafen, genug zu Essen. „Warum bist du abgehauen?“ - „Das kann ich nicht sagen. Vielleicht um was zu erleben. Die Freiheit zu suchen.“ Schweigen. Wir bettelten sie an, zurückzukommen, erzählten ihr von unserer Angst und Sorge. Um danach wütend zu werden, wie gleichgültig ihr unsere Gefühle zu sein schienen. Erleichtert, sie lebend und gesund wenigstens gehört zu haben, bangten und hofften wir auf die angekündigte Rückkehr.

Tatsächlich kam sie nach drei Wochen nach Hause. Verwahrlost, stinkend, lächelnd. Wir nahmen sie erleichtert in die Arme, unsere verlorene Tochter, und dachten, jetzt wird alles wieder gut. Was die nächsten anderthalb Jahre folgte, war ein einziger Alptraum. Das Fernweh hatte unsere Tochter gepackt. Sie hielt es in der Schule nicht aus. Sie wollte zu Hause ausziehen. Sie wollte nicht zur Erziehungsberatung. Sie wollte weg. Ich schleppte sie mit ihrem gepackten Rucksack



zum Jugendamt. Hoffte, dort würde jemand mit ihr sprechen. Hoffte, dort würde mich jemand unterstützen und ihr das Vorhaben ausreden. Wollte wissen, wie wir Eltern uns schützen könnten - wegen der Aufsichtspflicht und elterlichen Sorge. Der zuständige Sozialarbeiter lehnte Jules Absicht, von zu Hause wegzugehen, ab. Offensichtlich war er von ihrem Äußeren angewidert. Unfreundlich listete er meiner Tochter auf, was ihr alles in Berlin zustoßen könnte. Der bekannte Kreis von Obdachlosigkeit, Kriminalität, Drogen und Prostitution. Jule blieb standhaft, unbeeindruckt von seinen Ausführungen. Für ihre Grundbedürfnisse - Essen, Trinken, Schlafen - könne sie alleine sorgen, legte sie ihm verächtlich dar. Sie würde Betteln gehen. Und schließlich hätte sie Freunde in Berlin, die auch so lebten. Kommentar des Sozialpädagogen: „Wir laufen dir nicht hinterher. Alles Gute!“ Nichts konnte sie halten. Kein Bitten. Kein Flehen. Keine Drohung. Kein Gespräch. Ich war erschüttert und zugleich gelähmt, unfähig, mich in diesem Moment gegen soviel Gleichgültigkeit eines Sozialarbeiters zu wehren.

Bangen. Hoffen. Warten. Die Polizei meinte, sie würden sie nicht suchen. Zu viele verschwänden. Sollten wir losfahren, sie suchen? Berlin ist riesig. Wo anfangen? Kontakte kamen bald zustande. Die Polizei, der Jugendnotdienst riefen an. Meist mitten in der Nacht. Wir, hunderte Kilometer weit entfernt. Stunden zu fahren. Oh ja, wir würden sie abholen. Wir bettelten bei der Polizei, sie bis zu unserem Eintreffen festzuhalten. Auf daß sie kurze Zeit später wieder nach Berlin verschwand. Vergeblich unsere Versuche, sie in unsere Familie und in der Schule wieder einzugliedern. Unseren Alltag hielten wir mechanisch am Laufen. Unseren Sohn durften wir bei all dem Gefühlschaos nicht vergessen. Patrick ist ein ganz anderer Mensch. Auf jeden Fall kam er zu kurz. Er litt unter der Stimmung im Haus. Wenn ich meine Tränen nicht unterdrücken konnte, tröstete er mich, wohlwissend, nichts ändern zu können. Er hielt seine Gefühle verschlossen, weil er mich nicht auch noch belasten wollte. Er wurde still, sehr still. In der Schule klappte es bei Patrick nicht mehr gut. Seine Aufnahmefähigkeit war herabgesetzt. Er verlor die Lust an Unternehmungen in seiner Freizeit. Er verstand seine Schwester nicht. Doch er liebt sie innig, verzieht ihr alles. Heute hat der 14jährige seine eigenen Zukunftsträume mit seiner Schwester: Wie er sie eines Tages mit dem Auto zu seinen Freunden fährt, mit ihr gemeinsam einen Urlaub verbringt oder sie in der Großstadt besucht. Patrick wollte immer stolz auf Jule sein und gab ihr in seinem Herzen immer wieder eine Chance ...

Ich fragte mich ständig: Waren wir tatsächlich so unfähig? Hatten wir auf der ganzen Linie versagt? Was hatten wir falsch gemacht? War ich wirklich inkonsequent? Mein Mann hielt mir das vor. Im nachhinein entdeckte ich mein Nachgeben in vielen Kleinigkeiten des erzieherischen Alltags.

Oder war es die Sturheit und Härte meines Mannes? Daß er Jules Bemühen, sich angemessen zu verhalten, nicht anerkannte? Jule ist nicht die leibliche Tochter meines Mannes. Wir lernten uns kennen, als Jule zehn Monate alt war. Er wurde ihr Vater. Der, der sich um sie kümmerte, sie versorgte, mit ihr spielte, sie liebte. Unser gemeinsamer Sohn kam zwei Jahre später zur Welt. Wir waren eine glückliche, harmonische Familie. Glaubten wir ...

Ich suchte nach einem Faden, um eine Erklärung für Jules ständiges Weglaufen zu finden. Alles, wonach ich griff, waren Fehler in unserem Verhalten. Jule fühlte sich nach dem Schulwechsel nicht wohl am Gymnasium. Ihre Leistungen sackten ab. Die Lehrer meinten, das wäre normal. Jule wollte zu ihren alten Freundinnen in ihre alte Schule zurück. Wir schlugen ihr den Wunsch aus. Sie verfügte einfach über die nötige Intelligenz für das Gymnasium. Die Schwierigkeiten würden sich schon geben. Ein Fehler?





Ihr Pony war für die 15jährige zu klein geworden. Zu gern wollte sie Turniere reiten. Dafür hätte sie unbedingt ein eigenes Pferd gebraucht. Das konnten wir uns finanziell nicht leisten. In den Reitverein wollte Jule nicht. Also gab sie das Reiten auf, verlor eine bis dahin wichtige Erfüllung in ihrem Leben. Ein Fehler?

Wir waren schockiert über ihre äußerlichen Veränderungen. In einem „Überlebensbuch“ für Eltern pubertierender Kinder las ich einmal: Manche gingen mit dem Jahrbuch des Reitvereins und einem Becher Kakao ins Bett. Wenn sie am nächsten Morgen aufstünden, zeigten sie sich mit drei Ohringen an ungewöhnlichen Stellen im Gesicht, grünen Haaren und schlechtem Benehmen. Keiner hätte etwas gehört. Während die Welt in tiefem Schlummer lag, fände eine schreckliche Metamorphose statt. So empfand ich es auch bei meinem Kind. Fast über Nacht durchlief sie eine für uns schreckliche Metamorphose: die Haare abrasiert, der vorhandene Rest lila gefärbt, die neuen, teuren Levis-Jeans zerschnitten, die Schuhe besprüht. Ausgangszeiten hielt sie nicht mehr ein. Rund um die Uhr gab es Reibungen, Streitereien, Diskussionen. Normal in Zeiten des Aufbruchs in die Erwachsenenwelt, in der Pubertät. Eine Zerreißprobe. Das Band zwischen Eltern und Kind spannte sich immer mehr. Jule entzog sich unserer Kontrolle. Unsere Tochter bestimmte uns! Nicht mehr wir sie! Und wir trugen wohl dazu bei. Mein Mann und ich, die wir uns nicht darüber einig waren, was sie durfte und was nicht. Wenn Eltern sich offen über Erziehungsfragen streiten, sich bekriegen, gibt es für das Kind keine Orientierung, keine Sicherheit mehr. So ist es wohl gewesen. Und da ich mein Kind zur Selbständigkeit erzogen habe und ihm Kraft gab, sie zu nutzen, richtete sich dieses zweischneidige Schwert schmerzvoll gegen uns. Lichterloh brannte mein Herz. Die Palette der Gefühle kannte keinen Punkt und kein Komma mehr.

Immer dieses Warum? Und als Antwort immer nur Schuldgefühle, Selbstvorwürfe, Schuldzuweisungen. Ein teuflischer Kreis. ...

Wir suchten nach Möglichkeiten, unser Kind aus der Berliner Szene herauszuholen. Jule hatte eine ältere Freundin mit Wohnungsadresse in Berlin. Dorthin schickte ich Briefe und Pakete mit Klamotten. Das war zu einer Zeit, in der wir längst begriffen hatten: Sie kann nur freiwillig zurückkehren. Manchmal, wenn es ihr nicht gut ging und sie so etwas wie Heimweh spürte, rief Jule an. Um uns zu besänftigen. Uns ihre Liebe zu bezeugen. Um unsere Ängste zu beruhigen. Und stets mit einer klaren Absage: Sie würde nicht nach Hause zurückkehren. Sie könne das nicht mehr. Berlin wäre aufregend. Sie wolle was erleben. Sie hätte

dort alles, was sie sich wünscht. Ja, zur Schule möchte sie wieder. Aber nur in Berlin. Sie wolle eine Wohnung und eigenständig für sich sorgen. Nur so ginge es.

Wir dachten immer nur, niemals! Sie ist ein Kind. Sie gehört nach Hause. Die Monate vergingen. Jule kehrte noch einmal nach Hause zurück, ließ sich hier wieder zur Schule anmelden. Alles schien gut zu laufen. Aber nur für sechs Wochen. An einem Wochenende fuhr sie nach Berlin. Und kam nicht wieder. Wir machten den verrückten Versuch, sie in Berlin aufzuspüren. Zwei Tage legten wir uns am Alex auf die Lauer. Tatsächlich trafen wir sie. Als sie sich weigerte mitzukommen, nahmen wir ihr ihren Hund weg. Ein Zwangsmittel. Eine Verzweiflungstaktik. Ein Schrei: Komm! Irgendwann später holte sie sich ihren Hund bei uns zu Hause ab und verschwand zwei Tage später wieder nach Berlin. Ein Stück Vertrauen schienen wir ihr damit genommen zu haben. Für eine uns endlos lang erscheinende Zeit war der Kontakt unterbrochen. War das schon wieder ein Fehler?

Soll sie doch sehen, wie sie klarkommt! Über uns legte sich Wut, Trauer, Ratlosigkeit, Ohnmacht. Unser Familienleben beruhigte sich. Wir versuchten die Situation zu akzeptieren. Was konnten wir auch anderes tun? Unsere Arbeit, unser Freundeskreis und der Sport bestimmten unseren Alltag. Uns etwas Gutes zu tun, wurde uns ganz wichtig.

Parallel dazu traf unsere Tochter in Berlin Thorsten, einen Streetworker von Off Road Kids e.V. Mit ihm unternahm Jule die ersten Schritte, um ihre eigene Situation zu erkennen und zu verbessern. Als Sozialarbeiter handelt Thorsten im Interesse der Jugendlichen, vermittelt zwischen Eltern und Kindern. Regelmäßig telefonierte ich mit ihm. Er war die Verbindung zwischen mir und meiner Tochter. Mit Thorsten konnte ich plötzlich auf einer ganz neuen Ebene sprechen. Er stand eindeutig auf der Seite meiner Tochter. Und die wollte ich verstehen! Thorsten



Die Stadtwerke Düsseldorf versorgen über 600.000 Menschen, sowie Gewerbe und Industrie mit jährlich rund 65 Millionen Kubikmetern Trinkwasser.

Voraussetzung für die einwandfreie Beschaffenheit ist der Einsatz ausgereifter

Technik bei Gewinnung, Aufbereitung und Verteilung sowie unsere konsequente Forschungs- und Entwicklungsarbeit.

Grundlegend ist auch der vorbeugende Gewässerschutz, der in besonderem Maße den Rhein betrifft:

Gemeinsam mit anderen Wasserwerken in nationalen und internationalen Verbänden engagieren wir uns für die Reinhaltung unserer wichtigsten Wasserquelle.

So garantieren wir die hohe Qualität des wichtigsten Lebensmittels – Trinkwasser.





kennt die Szene, machte mir den Alltag der Kids begrifflich, stellte mir ihre Sichtweisen dar. Dabei hatten wir ein gemeinsames Ziel: Jule sollte den Ausstieg aus der Szene schaffen. Sie sollte erkennen, daß die vermeintliche Freiheit sich rasch in elendes, versklavtes Dasein verwandeln würde. Und sie war auf dem besten Weg dorthin. Zu dieser Zeit erhielten wir die ersten Briefe von der Polizei. Mit Hinweisen auf Diebstahldelikte von Jule. Thorsten und ich machten ihr Angebote. Zum Beispiel sprachen wir vom betreuten Wohnen. Jule nahm nichts an. Nicht wirklich. Manchmal tat sie so, mit Worten. Nicht mit Taten. Jule wollte eine Wohnung. Thorsten riet mir, ihr diesen Wunsch zu erfüllen. Nach seiner Einschätzung drohte Jule abzurutschen, in die Gosse, wie er sagte. Mein Mann und ich trafen uns in Berlin mit unserer Tochter. Unsere Bedingung für eine Wohnung war der Schulbesuch. Jule hielt sich für fähig und willig, darauf einzugehen. Sie wollte es allein schaffen, um ihre Freiheit kämpfen. Eine Wohnung wurde gefunden und renoviert. Der Umzug bewältigt. Wir hatten Hoffnung: Es könnte alles gut werden. Alle Vorbereitungen waren getroffen. Der erste Schultag sollte beginnen. Plötzlich sagte das Mädchen: „Ich kann nicht!“ Gespräche. Diskussionen. Jule rannte unter Tränen davon, war wieder weg. Ich war allein, wußte nicht weiter. Ich fuhr völlig verwirrt und aufgelöst mit dem Zug nach Hause. Nur Schmerz, Tränen, Traurigkeit um mich. Das war nichts besonderes mehr. Schon zu lange begleitete mich dieses Kopftheater: Schlaflosigkeit, Gewichtsverlust, Gramfalten im Gesicht - so sah mich mein Alltag. Das zweite Weihnachten sollten wir ohne unsere Tochter sein. Wochenlang hörten wir nichts von ihr. Thorsten ahnte Schlimmes. Aber auch er wußte nichts Genaues. Jule war auch ihm gegenüber verschlossen, hielt nicht mehr regelmäßigen Kontakt zu ihm.

Plötzlich ein Hilferuf von Jule aus Berlin - Februar 1997. Sie sei heroinsüchtig, seit Monaten schon. Jetzt, so tief im Dreck, verwickelt in Drogenabhängigkeit und Kriminalität, wollte sie da raus. Aber auf keinen Fall nach Hause. Sie suchte nach Hilfe beim Jugend- und Sozialamt. Ihr Streetworker war sowieso für sie da, wenn sie bereit war, sich beraten und helfen zu lassen. Wir blieben weiter per Telefon im Kontakt. In dem Moment, wo er sie ernsthaft gefährdet sah, änderte Thorsten seine Haltung gegenüber Jules Selbstbestimmung. Er legte mir dringend nahe, selbst etwas zu unternehmen. So wie sich Jule verhalte, könne er bald nichts mehr für sie tun. Jule selbst beantragte beim Jugendamt eine betreuende Maßnahme in Berlin und gleichzeitig Sozialhilfe, Schritte, die wir Eltern sofort unterstützten. Das unterbrach endlich unser sinnloses Mühen, Dinge in Bewegung setzen zu wollen. Angebote an jemanden zu

machen, der sich nicht helfen, nicht retten lassen wollte. Nun lag Jule selbst etwas an einer Veränderung, wollte sie! Gleichzeitig erhielt sie eine Anklageschrift wegen einiger Diebstähle. Drogenbeschaffungskriminalität. In einem Schreiben bat ich die Staatsanwaltschaft nachrücklich, es zu einer Verhandlung kommen zu lassen. Dieser Brief, wie viele andere Aktionen, hatte für mich nur einen Sinn. Du liebst dein Kind. Du willst, du kannst nicht zusehen, wie es sich kaputt macht. Wie sie sich auf Raten umbringt mit dieser Droge. Es kann alles nur noch schlimmer kommen. Tu', was du tun kannst! Halte Kontakt! Mach' Angebote! Suche Verbündete! Immer bedacht, den richtigen Moment für ein Eingreifen zu erwischen und nie zuviel oder zu wenig zu tun. Schwierig! Äußerst schwierig! Es ist mein Kind, und doch nicht mehr. Die Staatsanwaltschaft gab mir Rückmeldung. Man hatte meinen Hilferuf ernstgenommen.

Jule besuchte uns in dieser Zeit mit ihrem ebenfalls drogenabhängigen Freund. Beide hatten sie einige Tage vorher angefangen, mit Hilfe von Kodein und Rohypnol (= starkes Schlafmittel) zu entziehen. Eine befreundete Ärztin, die mit einem nahen Verwandten ähnliches durchgemacht hatte, verschrieb den beiden leichte Kodeintabletten. Jule und ihr Freund dosierten sich so herunter, daß sie nach zwei Wochen „Urlaub auf dem Lande“ clean wurden. Ich hatte Jule in meinen letzten Briefen mehrere Angebote unterbreitet. „Vielleicht kannst Du Dir vorstellen ...“ Eins davon war, mit ihrem Freund bei uns zu wohnen, clean zu werden, sich betreuen zu lassen, einen neuen Anfang im Leben zu finden. Mein Mann und ich, wir hatten uns geeinigt, mit dem geringsten Zeichen der Mitarbeit von Jule zufrieden zu sein. Als Jule sich entschied, mit ihrem Freund bei uns zu Hause zu bleiben, waren wir zunächst glücklich. Die Sterne standen denkbar günstig. Alle Kräfte des Universums arbeiteten für uns. Eine konkrete Zukunftsperspektive für Jule war greifbar. Eine Familie, bei der sie früher geritten war, bot ihr an, bei der Suche nach einer Ausbildungsstelle zum Pferdewirt zu helfen. Das klappte prompt. Der Gedanke daran, ein „normales“ Leben zu führen, wieder lachen zu können, nachdem sie sich selbst schon am Tor zur Hölle gesehen hatte, ließ Jule aufleben. Für uns sichtbar fing sie an, ihren Körper und ihre Seele zu pflegen. Sie legte wieder Wert auf ihr Äußeres, besuchte Freundinnen, ging wieder reiten und schmiedete Zukunftspläne. Wir sahen zu, trauten aber den Umständen und der Euphorie nicht ganz. Zu oft hatte sie etwas angefangen und wieder abgebrochen. Und jetzt war da die Droge. Der Körper hatte zwar entzogen. Aber der Kopf? Jeder weiß: Rückfälle sind vorprogrammiert, sobald es zu Problemen kommt. Aber eine Therapie lehnte Jule ab. Die Drogenberatungsstelle bestätigte ihr, solch eine Behandlung habe nur freiwillig einen Sinn. Niemand könne sie zwingen. Jule wollte den Kampf allein aufnehmen. Das Jugendamt bewilligte unterdessen die Betreuungsmaßnahme in Berlin. Die anstehende Verhandlung wegen der Diebstähle sollte stattfinden. Der Termin war anberaumt. Wir wollten Jule erschüttern, sie nicht mehr unter allen Umständen halten. Zu groß waren unsere Enttäuschung, unsere seelischen Qualen während der letzten 18 Monate gewesen. Sie hatte die Wahl: Entweder in Berlin in einer eigenen Wohnung zu bleiben und eine soziale Maßnahme zu beginnen. Oder mit dem Freund bei uns in der Familie zu leben. Sie entschied sich für ihr Zuhause. Nur noch einmal nach Berlin. Den Termin beim Gerichtshelfer erledigen. Die Sachen packen. Die Verhandlung. Und dann nach Hause. Sie rief uns an. Die Verhandlung würde sie alleine durchstehen. Wir vereinbarten, sie

## Gegen den Strich



„ - WAS SÄRBERN DIE FÜR 'N STUß VOM FLIEGEN? - “

am Verhandlungstag aus Berlin abzuholen. Sollte das fehlgeschlagen? Ich hielt den Atem an. Mein Mann meinte, er sei genug getäuscht worden. Sollte doch kommen, was da wolle, sprach er total genervt. In solchen Momenten erinnerte er sich leider nie an seine eigene Verzweiflung und das Versprechen, sich zu ändern. Zu versuchen, Jule zu verstehen, um ihr nahe zu sein. ... Inzwischen ist Jule seit vier Wochen zu Hause. November '97. Es ist einfach zuviel zu beschreiben, was in dieser

Zeit alles passierte. Wir sind glücklich, sie hier zu haben, diese unendliche Kette aus Drogen, Kriminalität, Obdachlosigkeit, seelischer Verelendung unterbrochen zu sehen. Jule fand sofort eine Perspektive für Schule und Ausbildung. Sie hat selbst



entzogen. Aber sie ist nicht drogenfrei. Eindeutig sagt sie, sie wolle keine Therapie. Anfänglich dachten wir, sie könne es schaffen. Sie war so motiviert, ein neues Leben zu beginnen. Es ging nicht ohne Probleme, aber sie erfüllte das Wesentliche. Das Wesentliche? Das wäre eine Therapie. Jule hat Angst, in eine „Anstalt“ zu gehen. Sie müßte dort an sich arbeiten, ihre mehrfache Drogenabhängigkeit ernstlich eingestehen. Sie verdrängt das Thema, verharmlost, tabuisiert es.

In den Herbstferien fuhr sie nach Berlin. Wir konnten sie nicht davon zurückhalten. Sie wollte alte Freunde besuchen, auch Thorsten, ihren Streetworker treffen. Er sollte wissen, wie toll sie das alles allein machte. Einen Tag später teilte Thorsten uns mit, Jule hätte sich sofort nach der Ankunft in Berlin Heroin besorgt. Fast wäre sie draufgegangen. Die Dosis war nach vier Monaten Heroinabstinenz zu hoch. Ihr Freund, der auch bei uns gelebt hatte, wollte drei Wochen zuvor von uns zu seinen Eltern fahren. Auch er machte Zwischenstopp in Berlin, nahm dort Heroin und starb an einer Überdosis auf der Straße! Noch nicht einmal durch diese grausame Erfahrung ließ sich Jule die Gefahr dieser Droge bewußt machen!

Wollen wir ihr wirklich helfen, müssen wir weiterhin jeden Versuch unternehmen, unsere Tochter für eine Therapie zu motivieren. Gleichzeitig müssen wir lernen, sie loszulassen, ihre Eigenverantwortlichkeit fördern. Unsere Erfahrungen sagen: Wir brauchen dabei Unterstützung! Die Droge ist ein zu mächtiger Gegner, als daß Geduld, Liebe und Verständnis allein helfen könnten. Ja zum Kind - nein zur Droge! Gemäß diesem Motto lassen wir unserer Tochter den nötigen Beistand zukommen. Dabei sind wir als Eltern sehr in unseren Emotionen gefangen. Nicht immer können wir ihr eine ganz klare Orientierung geben, ihr eine sichere Distanz bewußt machen. Ständig gibt es wieder Termine und Gespräche mit Drogenberatungsstellen, Ärzten, Sozialarbeitern, Gerichtshelfern, einer Elternselbsthilfegruppe. Wir müssen aktiv bleiben. Thorsten hilft mit, obwohl er in Berlin lebt. Wir dürfen darüber unsere eigene Lebensqualität nicht vergessen. Jules Geschichte ist auch unsere Geschichte. Die Fragen nach dem Warum, den Ursachen, bleiben. Symptome gibt es genug. Das ständige Gleichgewicht zwischen Loslassen und Nichtstun, Kontrolle und Gleichgültigkeit: eine Gratwanderung. Jule zur Therapie, zur Lebensbewältigung in Eigenverantwortung und Selbständigkeit zu motivieren, hängt stark von ihrer eigenen Einsicht, ihrer Entscheidung ab. Möge es gelingen!

Wir lieben dich, Jule!



### Das Buch zur Story

(ho) Vor drei Jahren sorgte eine Textsammlung von Straßenkindern für Furore. „Suchen tut mich keiner“, so der Titel eines Bandes, von dem UNICEF Deutschland zu Recht urteilt: „Dieses Buch sollte zur Pflichtlektüre für alle Eltern und Politiker erklärt werden.“ Nun kommen erstmals die Eltern zu Wort. „Wenn das Leben uns scheidet“ heißt eine Sammlung erschütternder Protokolle, die von Trennung, Gewalt und Drogensucht erzählen. Die Texte handeln aber auch von quälender Sorge, von Selbstzweifeln, von Ohnmacht, Unverständnis und der Liebe sowie dem (in einigen Fällen erfolgreichen) Versuch der Familie, das Abrutschen des Kindes in Drogensucht und Tod doch noch zu verhindern. 18 äußerst glaubwürdige und ehrliche Berichte über die brutalen Ablösungsprozesse minderjähriger Kinder, die keine Kinder mehr sein wollen. Das Buch, vom Selbsthilfeverein KARUNA in Berlin herausgegeben, zeigt eindringlich, daß die abgehauenen Kids, manchmal jedenfalls, zu Unrecht glauben: „Suchen tut mich keiner“.

Barbara Leibner: Wenn das Leben uns scheidet, Eltern von Straßenkindern in Deutschland reden, 212 Seiten, viele eindringliche Fotos von Rüdiger Disselberger, bei fiftyfifty für 34 Mark incl. Versand zu bestellen.

### PFLICHTLEKTÜRE FÜR ELTERN

Ja, ich bestelle gegen Rechnung \_\_\_ Expl. von „Wenn das Leben uns scheidet“ zum Preis von DM 34,—/Stück incl. Versandkosten.

Name \_\_\_\_\_

Straße \_\_\_\_\_

Plz/Ort \_\_\_\_\_

Unterschrift \_\_\_\_\_

an: fiftyfifty, Ludwigshafener Str. 33f, 40229 Düsseldorf



**SCHULEN FÜR NATURHEILKUNDE**

**HEILPRAKTIKER/IN**  
TAGES-, ABEND- UND WOCHENENDSCHULE  
**HEILKUNDLICHE/R PSYCHOTHERAPEUT/IN**  
QUALIFIZIERTE PRÜFUNGSVORBEREITUNG  
GASTHÖRERMÖGLICHKEIT

**PSYCHOLOGISCHE/R BERATER/IN** **NEU!**

JETZT AUCH 12-MONATIGE  
AUSBILDUNG IM ABENDUNTERRICHT!

ABSCHLUSSDIPLOM  
**PSYCHOLOGISCHE/R BERATER/IN IAPP**

**AUS- UND WEITERBILDUNGEN:**  
Traditionelle Chinesische Akupunktur  
Bachblütentherapie - Chiropraktik - Shiatsu  
Fußreflexzonenmassage - Homöopathie  
Naturheilkundliche Ernährungsberatung

KAISERSTRASSE 46 - 40479 DÜSSELDORF  
**TELEFON 02 11 / 4 92 03 14**

**Juli '98**

**DANCE  
STATION**

jeden Sonntag  
» House  
Black Beats«

*Dance & Garden*

ab Dienstag, dem 16.06.98, Spanischer  
Abend im Biergarten. Mit Iwanistik,  
Tapas, spanischen Spezialitäten, Paella,  
Sangria und vielen netten Leuten...

Großes zakk - Straßenfest  
Sonntag, 23.08.'98

www.zakk.de  
Programmansage: 97 300 95  
Fichtenstr. 40 • Düsseldorf • 0211 - 97 300 10





**TIAMATdruck GmbH**



Ressourcen erhalten

Luisenstraße 69 • 40215 Düsseldorf  
Tel. 02 11/37 94 00 • Fax 02 11/38 40-368

**Düsseldorf**

Tai Chi im BilkCenter  
Schule für traditionelles  
Wu Tai Chi Chuan

Witzelstr.55  
40225 Düsseldorf  
Tel./Fax:  
0211 / 31 99 29

Neue Kurse

**Tai Chi Chuan**



in der Tradition  
der Familie Wu  
<http://www.wu-taichi.de>

**Duisburg**

Wu Wei  
Schule für traditionelles  
Wu Tai Chi Chuan

Fürst Bismarkstr. 30  
47119 Duisburg  
Telefon:  
0203 / 8 55 98

Neue Kurse

## ARME FAMILIEN

(ho) „Familien sind nicht arm. Sie werden arm gemacht.“ Diese ernüchternde Bilanz zog unlängst der Präsident des Deutschen Familienverbandes (DFV), Günther Coolmann. Schuld daran ist nach DFV-Meinung vor allem die ungerechte Steuer- und Abgabepolitik der Bundesregierung, die trotz anderslautender Versprechen Familien mit Kindern nicht genügend entlastet. Noch 1961 zahlte beispielsweise ein verheirateter Facharbeiter mit drei Kindern keine Lohnsteuer, heute ist er allenfalls noch zur Hälfte steuerlich freigestellt. Der Familienbund der Deutschen Katholiken errechnete, daß jedes Kind seine Eltern mindestens 500.000 Mark kostet, das durchschnittliche Lebenseinkommen eines Paares mit zwei Kindern liegt also um eine Million unter dem von kinderlosen Ehepaaren. Der DFV fordert deshalb vor allem drastische Verbesserungen beim Steuer- und Rentenrecht, etwa die Nicht-Besteuerung des durchschnittlichen Unterhalts von Kindern.



## ZWEI MILLIONEN VERDECKTE ARME

(ff) Nach Ansicht der „Nationalen Armutskonferenz“ ist die Armut in der Bundesrepublik verbreiteter, als allgemein angenommen. In seinem unlängst vorgelegten Jahresbericht informiert der Zusammenschluß von Selbsthilfeorganisationen und Wohlfahrtsverbänden darüber, daß neben den offiziellen 2,7 Millionen SozialhilfeempfängerInnen rund zwei Millionen Menschen in „verdeckter Armut“ lebten. Ihr Einkommen liegt noch unter dem Sozialhilfeniveau - trotzdem nehmen sie staatliche Leistungen, meist aus Scham oder Unwissenheit, nicht in Anspruch. Besonders Langzeitarbeitslose würden zunehmend in die Armut gedrängt, da die Arbeitslosenhilfe jährlich um drei Prozent sinke und schon heute nur unwesentlich über dem Sozialhilfeniveau liege.

## KRIMINALITÄTSRATE GESUNKEN

(cf) Entgegen allen - vor allem von Rechtspopulisten entworfenen - Horrorzenarien, die vor einer Explosion der (Ausländer)Kriminalität warnen, ist die Zahl der Straftaten im vergangenen Jahr in der Bundesrepublik leicht zurückgegangen (um 0,9 Prozent). Das berichtet die polizeiliche Kriminalstatistik für 1997. Während beispielsweise die Zahl der Autodiebstähle um 20 Prozent gesunken ist, war auf der anderen Seite eine Zunahme von Drogendelikten (ebenfalls um 20 Prozent) zu verzeichnen. Diese Deliktzahlen würden jedoch vermutlich bei der überfälligen Entkriminalisierung des Konsums von Drogen wieder deutlich absinken. Auch die Fälle von sogenannter organisierter Kriminalität sind im vergangenen Jahr zurückgegangen, wie das Bundeskriminalamt (BKA) bekannt gab. Nach Angaben eines BKA-Sprechers seien beispielsweise Ängste vor einem Vordringen der in den Medien oft genannten „Russenmafia“ kaum berechtigt.



**Geschmacklos.  
Peinlich.  
Voll daneben!**

Wer reich ist, kann einfacher studieren. Diese nicht neue Erkenntnis belegt das Deutsche Studentenwerk ein-drucksvoll mit seiner 15. Sozialerhebung. Demnach müs-sen bis zu zwei Drittel der Studenten arbeiten, um ihr Studium zu finanzieren. Logisch, daß diese Studenten nicht mehr so schnell fertig werden können! Schuld an dieser Entwicklung ist vor allem die Bundesregierung, die systematisch die Zuwendungen für Studenten (Bafög) kürzte: Bekamen vor 15 Jahren noch 37 Prozent der Stu-denten eine staatliche Unterstützung, so sind es heute nur noch 17 Prozent. Die Auswirkungen dieser Politik spiegeln sich auch in der sozialen Zusammensetzung der

Universitäten wider. So stellen die Arbeiter und Ange-stellten, als zahlenmäßig größter Teil der Bevölkerung, den kleinsten Teil der Studenten. Auf ein studierendes Kind aus einer Arbeiterfamilie kommen laut Studie vier Kinder aus Beamtenfamilien. Der Präsident des Studen-tenwerks: „Die Chance, als junger Mensch in Deutsch-land eine Hochschule zu besuchen, ist nach wie vor von der sozialen Herkunft abhängig“. Welche Chance auf einen Studienplatz hat in diesem Land wohl ein Kind, das in einer Obdachlosenunterkunft groß wird?

Fritz Joss

# + KURZMEIL

der Straße ++ von der Straße ++



# „Cash und Raus“



CASH & RAUS: Gebrauchte Möbel zum fairen Preis

(hw) „Endlich habe ich eine Wohnung und kann sie sofort beziehen, aber wie komme ich so schnell an die Möbel?“ Dieses Problem haben die meisten Wohnungslosen, wenn sie z.B. nach längeren Heimaufenthalten wieder eine eigene Wohnung beziehen können. Aus diesem Grund hat die Wohnungslosen-Einrichtung Haus Weissenburg jetzt das Möbelprojekt „Cash und Raus“ ins Leben gerufen. Dort werden guterhaltene Gebrauchtmöbel, die von BürgerInnen gespendet wurden, an SozialhilfeempfängerInnen, die eine Genehmigung des Sozialamtes haben, abgegeben. Aber auch Nachbarn und StudentInnen haben sich schon über die vielfältigen Angebote gefreut. In dem Projekt an der Weissenburgstr. 15/17 konnten so immerhin zwölf Arbeitsplätze für ehemals Wohnungslose geschaffen werden. Gebrauchte werden weiterhin Möbel- und Hausrat sowie Geldspenden. Bei Interesse (auch an Gebrauchtmöbeln): CASH & RAUS, Weissenburgstr. 15/17 (Düsseldorf-Derendorf), Tel: 46 98 340. Öffnungszeiten: Mo-Fr 9 bis 12 Uhr.

++kurz++wichtig++kurz++w

## Plätze für Methadon-Substitution gesucht

(rh) Die Drogen-Selbsthilfe ruft die 1.098 in Düsseldorf niedergelassenen ÄrztInnen in einem dringenden Appell dazu auf, mehr Plätze für Methadon-PatientInnen zur Verfügung zu stellen. Bislang werden in lediglich zehn Arztpraxen weniger als 500 PatientInnen substituiert, der reale Bedarf liegt dagegen bei mindestens 800 Plätzen. Deshalb müßten Substitutionswillige zur Zeit auf immer längere Wartelisten gesetzt werden. Die Befürchtungen vieler ÄrztInnen, die bislang noch nicht an der Methadon-Ausgabe teilnehmen, seien, so Renate Hermanns von der Drogen-Selbsthilfe, nicht begründet: Drei bis vier Methadon-PatientInnen ließen sich in jeder Praxis ohne großen Mehraufwand betreuen. Außerdem helfe ihre Organisation sowie die Aids-Hilfe bei der Abwicklung von Formalitäten und der Wochenendabgabe. Jede interessierte Ärztin und jeder interessierte Arzt können sich bei Frau Hermanns unter Tel. 72 60 565 über die Bedingungen der Methadon-Substitution informieren.

## Appell „Fairness“ im Wahlkampf

(mf) Der „Düsseldorfer Appell gegen Fremdenfeindlichkeit und Rassismus“ versucht, die Düsseldorfer Parteien zu einem „Fairness-Abkommen“ im Wahlkampf zu bewegen. PolitikerInnen jeglicher Couleur sollen sich verpflichten, keinen Wahlkampf zu führen, der auf Kosten von MigrantInnen geht. Nach Ansicht des Appells führt ein gegen AusländerInnen gerichteter Wahlkampf „zu Spannungen, spaltet die Gesellschaft, schadet unserer Demokratie und schafft eine Legitimationsbasis für rechtsextreme Gruppierungen.“ Während Grüne, SPD und die zur Zeit nicht im Rat vertretene FDP das Abkommen unterstützen, lehnte die CDU die Initiative des Düsseldorfer Appells ab.

## Rat beschließt Aktionsprogramm gegen Armut

(vr) Auf seiner Sitzung am 14. Mai hat der Stadtrat „Eckpunkte“ zu dem bereits seit September letzten Jahres angekündigten „Aktionsprogramm zur Linderung der Folgen und zur Bekämpfung der Armut in Düsseldorf“ verabschiedet. In dem dreiseitigen Papier, das vor allem bereits bestehende Programme und Beschlüsse bündelt, wird schwerpunktmäßig eine Optimierung der Beschäftigungsförderung („Beschäftigungsoffensive“ bei SozialhilfebezieherInnen) sowie die Verbesserung der Wohnungssituation gefordert. Letzteres soll unter anderem durch die Schaffung von preiswertem und bedarfsgerechtem Wohnraum sowie der Prävention und Vermeidung von Wohnungsnotfällen erreicht werden. Zum finanziellen Volumen des von der Stadtverwaltung umzusetzenden Aktionsprogramms werden in dem Ratsbeschuß leider keine konkreten Aussagen gemacht. Es dürfte aber sein, daß eine wirksame Armutsbekämpfung nicht umsonst zu haben ist. Soll es künftig nicht nur bei großen Worten und publicityträchtigen Armutsberichten bleiben, muß die Kommune hier auch deutliche finanzpolitische Akzente setzen.

# D U M M G E

von der Straße ++ von der Straße

# Strassenverkäufer in Hütten aus Wellblech

**Joseph Mapasa fährt jeden Morgen von der Dritten in die Erste Welt. Der flinke Mann steigt im Elendsviertel Khayelitsha in einen Kapstadter Vorortbus, der ihn eine halbe Stunde später mit zischenden Türen im Geschäftszentrum unterm Tafelberg ausspuckt. Joseph ist Xhosa, verheiratet, er hat fünf Kinder. Und Arbeit. An sechs Tagen die Woche pflegt er den Garten eines Hotels im Stadtzentrum, am siebten verkauft er dort die Straßenzeitung „The Big Issue Cape Town“.**



Zeitungsverkäufer Joseph Mapasa mit Kundin vor dem Stadtpark. Joseph darf den Park jedoch nicht betreten - der Stadtrat hat die Vorzeigevierviertel Kapstadts zu Tabuzonen für Straßenverkäufer erklärt.

Von Robert Zsolnay (Text & Fotos)



# S ü d a f r i k a



Begegnung zwischen Menschen mit und ohne Wohnung

Das war nicht immer so. Joseph hatte keinen Job und ertrank seine Existenzängste in Alkohol. Anfang 1997 hörte er von der Zeitung, raffte sich auf, fuhr in die Stadt und heuerte als Verkäufer an. Die Arbeit brachte ihn weg vom Alkohol. „Dank der Zeitungsleute bin ich wieder auf die Beine gekommen“, sagt Joseph heute. Das „Big Issue“-Team half beim Schreiben von Bewerbungen und bürgte für ihn. Schließlich klappte es mit der Stelle als Hotel-Gärtner. Joseph Mapasa ist jetzt 42 Jahre alt, erstmals in seinem Leben hat er einen unbefristeten Arbeitsvertrag; mit Altersvorsorge und Anspruch auf medizinische Versorgung - keine Selbstverständlichkeit in Südafrika. Das Hotel zahlt 1.200 Rand monatlich, rund 370 Mark. Das entspricht dem Durchschnittslohn in der Kap-Provinz, im Rest Südafrikas liegt er bei etwa 600 Rand - die Kaufkraft von Rand und D-Mark ist ungefähr gleich. An guten Tagen verdient Joseph mit den Zeitungen 150 Rand dazu.

Er kauft ein Heft für 2 Rand und verkauft es für 4.50. Seine Ware holt er im „Big Issue“-Depot, „Roeland Street“, nur einen Steinwurf vom Regierungsbezirk entfernt. Das Depot ist Sozialstation und Zeitungslager zugleich. Von 460 Verkäufern kommen 70 regelmäßig. Joseph Mapasa hat 17 weiße Kollegen, ehemalige Soldaten sind darunter und ein Fernsehproduzent. Doch die Farbe der Armut am Kap ist noch immer schwarz. Rund 44 Prozent der Südafrikaner fristen ein Dasein unter der Armutsgrenze, über 95 Prozent davon sind Schwarze. Monica und Ruben stehen an der Zeitungsausgabe vor Joseph. Monica hat jahrelang ihren Körper verkauft und Heroin gedrückt. Sie ist HIV-positiv. Ruben hat zwei Menschen ermordet. Seine Lippen sind vom Schnaps aufgedunsen und zerfressen; öffnet er sie, riecht es nach Spiritus. Ruben kann nicht sagen, ob er im Gefängnis zu trinken anfing oder schon vorher. Er redet nur wirres Zeug. Staatliche Hilfe für Monica und Ruben gibt es nicht. „Big Issue“, das die Verkäufer in ein geregeltes Leben zurückführen will, kümmert sich auch um die Verlorenen.

Täglich klopfen mindestens drei neue Interessenten an, häufig schickt sie das Arbeitsamt - Jobs sind rar in Südafrika. Obdachlose, Langzeitarbeitslose und Bewohner der Townships können sich bei „Big Issue“ bewerben. Nur wer sich verpflichtet, auf Alkohol

und Gewalt zu verzichten, bekommt eine Chance. Als „Big Issue Cape Town“ im Dezember 1996 zum ersten Mal erschien, fanden sich kaum Verkäufer. Der Rassenwahn der Apartheid hat tiefe Wunden gerissen. Studien zeigen, daß viele Farbige und Schwarze unter Minderwertigkeitskomplexen leiden, sich für häßlich und dumm halten. Passivität und Unterwürfigkeit sind die Folgen. Wer jahrzehntelang unterdrückt wurde, ist nicht gerade zum Verkäufer geboren.

Die Macher von „Big Issue Cape Town“ wollen eine Zeitung, die das Selbstvertrauen der Verkäufer stärkt. Stolz erzählt Chefredakteur Raymond Joseph, daß nach anfangs 3.000 Heften jetzt 10.000 gekauft werden. Nach dem Vorbild des „Big Issue London“ bietet das Kapstadter Pendant Soziales - verpackt in reichlich Unterhaltung und Szene-Infos für junge Leute. In Südafrika gibt es zwei Straßenzeitungen. „Homeless Talks“ in Johannesburg wird fast komplett von Obdachlosen geschrieben, in Kapstadt machen Profis das Blatt. Zwei Seiten im Heft handeln von den Verkäufern: Berichte über das Wohnprojekt oder die Job-Börse von „Big Issue“ finden sich dort, und regelmäßig wird der beste Verkäufer vorgestellt. Wenn „Homeless Talks“ bald nach Kapstadt drängt, wie das Big-Issue-Team fürchtet, stehen Joseph Mapasa und seinen Kollegen harte Zeiten bevor.

Mit 20 Heften unterm Arm verläßt Joseph das Depot. Er peilt den Stadtpark an, nimmt die Abkürzung durch den Regierungsbezirk. Zu Zeiten der Apartheid, als die City für Schwarze tabu war, hätte man ihn spätestens hier verhaftet. Joseph erreicht die Ecke „Alderly“ und „Wale Street“. Hier liegt der Eingang zu den „Gardens“, wo einst die ersten Kap-Holländer Gewürze und Grünzeug anbauten. Heute strömt das neue Südafrika hinein in den Park: Geschäftsleute hetzen, Frauen schleppen Einkaufstüten, Touristen knipsen fürs Fotoalbum. Schwarze, Weiße und Farbige sitzen auf Bänken im Schatten mächtiger Eichen. Der „South-Easter“, der sommers am Kap unablässig bläst, raschelt in den Blättern und spendet Kühle. Joseph muß draußen bleiben. Straßenzeitungsverkäufer dürfen den Park nicht betreten.

Die Stadtväter dulden keine Armut in den Vorzeigevierteln. Sie ist auch unerwünscht an der Seilbahnstation am Fuße des Tafelbergs und in der „Victoria & Alfred Waterfront“, einem Einkaufs- und Vergnügungszentrum im Hafen. Südafrikas Attraktion Nummer eins lockte im vergangenen Jahr 20 Millionen Besucher, darunter viele Touristen. In der Glitzerwelt würde Joseph gerne Jagd auf Kunden machen, aber er würde schnell von der Polizei verschleucht. Nachdem ein Radiosender die Diskriminierung anprangerte, wurde es den Kaufhaus-Managern peinlich. Seither darf „Big Issue“ zumindest auf dem Parkplatz verkauft werden. Das Kap ist konservativ. Es ist die einzige Provinz Südafrikas, in der das Volk bei den ersten freien Wahlen 1994 mehrheitlich die „National Party“ wählte, jene Partei, die seit ihrer Gründung 1914 die Apartheid im Banner führte. Wie die Polizei wohl reagiert, wenn die ersten „Big Issue“-Verkäufer in den Luxusvierteln Constantia und Llandudno stehen?

Ein Blick, und Joseph hat die Passanten eingeschätzt. Hat er einen möglichen Käufer ausgemacht, spürt er los. Den Stapel Zeitungen in der rechten Hand rennt er auf einen Kunden zu, das Wechselgeld klippert in der Hosentasche. Daß die Angesprochenen zuerst erschrecken, stört Joseph wenig, Hauptsache sie kaufen. Geschäftsleute, ältere weiße Damen und Studenten zählen zu dem besten Kunden. Und Touristen. Josephs Tour führt deshalb zum „Greenmarket-Square“. Auf dem von Art-Deco-Hochhäusern umstandenen Platz bieten Händler bunte Klamotten und Souvenirs feil. Gäste eines Luxushotels beobachten das Treiben von der Terrasse des Restaurants herab. Die Realität berührt sie. Joseph beugt



sich über die Brüstung zu einem Paar, hält den beiden ein Heft unter die Nasen. Die Belästigten zahlen, wollen aber das Heft nicht nehmen. Ein Punkt, der die Macher von „Big Issue“ in ihrer journalistischen Eitelkeit stört, für Joseph zählt nur das Geld. Dafür trägt er einer alten Dame schon mal die Einkaufstüte hinterher oder quittiert einen rassistischen Spruch lächelnd mit einem „All right Sir“. Kaffer darf ihn aber keiner mehr nennen, sagt Joseph. So nannten die weißen Chefs abfällig ihre schwarzen Arbeiter.

Unterwegs trifft Joseph einen Kollegen, der erst seit wenigen Wochen in Kapstadt lebt. Wie Zehntausende andere kam er in der Hoffnung auf Arbeit. Täglich wachsen die Elendsviertel am Rande der Stadt: Über zwei Millionen Menschen leben in Guguleto, Crossroads, Mitchell's Plain und Khayelitsha. Um besser an sie heranzukommen, will „Big Issue“ Anlaufstellen in den Townships schaffen. Bald soll ein Kontaktmann in Kayelitsha Verkäufer werben. Joseph Mapasa glaubt, eine Xhosa-sprachige Ausgabe werde sich gut verkaufen. Doch von dieser Idee hält der Anzeigen-Manager wenig: Viele Schwarze können nicht lesen und verdienen zu wenig - schlechte Zeitungskunden.

Josephs Familie wohnt in einem Ziegelhaus, in Kayelitsha eine Seltenheit. Nach Erlaß eines Rassen-Wohnort-Gesetzes ließen die weißen Herren das Ghetto in den 50er Jahren für 30.000 Menschen errichten, heute leben hier über 600.000. Die meisten hau-

## Kaffer darf ihn aber keiner mehr nennen, sagt Joseph. So nannten die weißen Chefs abfällig ihre schwarzen Arbeiter.

sen in Hütten, die sie aus Wellblech, Brettern, Plastik und Karton gezimmert haben. Schwere Steine liegen auf den Dächern, damit der South-Easter sie nicht fortreibt. Das Wohnungsbauprogramm Nelson Mandelas kommt nur langsam voran. Der Präsident hat den Armen Südafrikas 1994 versprochen, binnen fünf Jahren eine Million Häuser zu bauen, bislang stehen etwa 250.000. Inzwischen sind Hunderttausende von Haushalten an das Elektrizitätsnetz angeschlossen, und Millionen von Menschen können erstmals in ihrem Leben frisches Wasser aus der Leitung zapfen. Dennoch ist Südafrika auf dem langen Weg zu einheitlichen Lebensstandards für Schwarz und Weiß erst ein kurzes Stück vorangekommen.

Die Mittagssonne knallt auf die Straßen des Stadtzentrums. Der Asphalt dunstet den beißenden Gestank von Urin aus. Vor verspiegelten Fassaden liegen Straßenkinder auf Kartonbergen. Wie viele Obdachlose es in ganz Kapstadt gibt, wurde nie gezählt. „Big Issue“ schätzt, daß es allein im Geschäftsviertel der Innenstadt 900 sind. Die Polizei geht gegen die Kinder häufig genauso brutal vor wie gegen erwachsene Obdachlose: Polizisten hatten die schlafende Loretta Pietersen mit Fußtritten geweckt. Sie schlepten die Verängstigte ins Revier und schlugen ihren Kopf gegen die Wand. „Big Issue“ berichtete über die Mißhandlung; der Polizeichef zeigte Einsicht und schickte seine Mitarbeiter in einen Kurs über Menschenrechte. Kapstadts Tageszeitungen zeigten kein Interesse an dem Thema. Soziales ist meist verpönt, Verbrechen und Unterhaltung dominieren die Titelseiten. Raymond Joseph und sein Team versuchen dennoch, ihre Geschichten in anderen Medien zu plazieren.

Der Stadtteil „Salt River“, in dem die Redaktion von „Big Issue“ liegt, ist ein Brennpunkt der Kriminalität: Auf der Fahrt dorthin, fällt der Blick auf Männer, die auf dem Asphalt knien und mit Kreide die Umrisse einer Leiche nachzeichnen. Aus den Redaktionsräumen in der „Burns Road“ haben Diebe erst vor kurzem die Computeranlage gestohlen. Die Fassade des Bungalows gegenüber der Redaktion ist von Einschußlöchern übersät. Die Kugeln moslemischer Privatpolizisten sollten einen Dealer zur Strecke bringen. Die Hobby-Polizisten tragen verbotenerweise Waffen und üben Selbstjustiz, trotzdem werden sie von der Stadt geduldet.

Joseph Mapasa bahnt sich den Weg durch die Menschenmas-

se, die in der Mittagspause aus den Büros und Läden auf die Straßen strömt. Die Zeit drängt, er hat die 20 Hefte zu Geld gemacht und will Nachschub holen. Auf einer Verkehrsinsel steht eine Frau, das blaue Kleid flattert um den blassen Körper. Sie hält den Autofahrern einen Fetzen Karton vor die Windschutzscheibe: „Meine Kinder haben Hunger.“ Viele der Angesprochenen kurbeln die Fenster herunter. Weiße Armut war eine Seltenheit im alten Südafrika, sie gehört vier Jahre nach dem Ende der Apartheid zum Straßenbild. Doch die meisten weißen Obdach- und Arbeitslosen meiden das Depot an der „Roeland Street“. Betteln bringt mehr, das Mitgefühl der größtenteils gutverdienenden weißen Klasse ist ihnen sicher.

Leichtfüßig springt Joseph die zwei Stufen zum Eingang des Depots hinauf. Er kauft nochmals zwanzig Hefte. Es ist ein guter Tag für Joseph Mapasa.



### Selbsthilfe für chronifiziert Hepatitis C- Betroffene und doppelt Infizierte

Chronisch krank zu sein ist eine Sache. Infektiös und mit wenig Hoffnung auf Behandlungserfolge eine andere.

Das Thema Hepatitis wird in der Öffentlichkeit leider kaum beachtet und wenn, dann nur im Zusammenhang mit Panikmache. Das Leben Betroffener ist oftmals von Unsicherheit, Angst vor Ausgrenzung und Stigmatisierung geprägt. Verständnis, Mut, Erfahrungen aus medizinischer Sicht und Alltag und neue Perspektiven auszutauschen sind Anlaß zur Gründung einer Selbsthilfegruppe.

Info und Kontakt: Andrea 02 11-75 41 48

## Weinkauf wie beim Winzer



**Qualitätsweine aus Frankreich, Italien, Spanien, Chile und Australien... – und alle zur freien Verkostung**

Sie finden uns u.a. in:

### DÜSSELDORF

LOHAUSEN · Alte Landstraße 1  
 HUBBELRATH · Bergische Landstraße/Molter Weg 72a  
 ZENTRUM · Witzelstraße 66  
 DÜSSELTAL/ZOO · Rethelstraße 153  
 MÖRSENBROICH · Heinrichstraße 153-155  
 BILK · Bilker Allee 49

### DUISBURG

DUISSERN · Ottilienplatz 6  
 GROSSENBAUM · Lauenburger Allee 14/Ecke Am Lipkamp

### MÖNCHENGLADBACH

NEUWERK · Nelkenstraße 81  
 MITTE · Aheyder Straße 36

### Unsere Kernöffnungszeiten:

MO-FR 15.00 - 18.30 Uhr  
 SA 10.00 - 14.00 Uhr





Kleiner Hinweis für „Fremdgänger“

**[ Nur wo *fiftyfifty* drauf steht,  
ist auch *fiftyfifty* drin. ]**



**BILD vom 29.5.98: *fiftyfifty* droht das Aus!**

*fiftyfifty* - der Obdachlosen-Zeitung droht das Aus! ... Die Auflage ist schon um 5.000 Stück gesunken. Die Folge: Das Unternehmen *fiftyfifty* rutscht in die roten Zahlen. Geht's so weiter, sind Sozialstationen gefährdet:

- Speisezimmer
- Wohn- und Arbeitsprojekte
- Wohnraum-Börse
- Wohngruppe für Frauen.

Redakteur Hubert Ostendorf: „Die Zeitung ist unsere Geschäfts-Basis. Fällt sie weg, wird's für alle eng ... Liebe LeserInnen, bleiben Sie uns treu. Wir brauchen Sie!“



**TERMINE**



**Queen B. im Kom(m)ödchen**

Prima Klima herrscht neuerdings im „Kom(m)ödchen“: Der legendäre Düsseldorfer Kabarett-Tempel ist nämlich renoviert worden und verfügt endlich über eine Klimaanlage. Damit steht einem erfrischenden Sommerprogramm nichts mehr im Wege. Die Juli-Hauptattraktion kommt aus der Tiefe des norddeutschen Raumes und nennt sich „Queen B.“. Es handelt sich dabei um zwei höchst musikalische, sangeslustige und plauderfreudige junge Damen, Edda Schnittgard und Ina Müller, die vor einigen Jahren begannen, von Sylt aus die Kleinkunsth Bühnen der Nation zu entern. Es heißt, daß sie gnadenlos und ohne jeden Respekt alles singen, was ihnen gefällt, wobei es vorzugsweise um Männer, Sex, Liebe und Unterwegssein geht. Dem schrägen Charme des Duos zu entkommen ist kaum möglich, zumal da das neue Programm unter dem Motto steht: „Wenn Du aufhörst, fang ich an!“

Bienenkönigin, engl. Queen Bee, abgekürzt Queen B.



**Per IMAX in die Natur**

Ab Mitte Juli kann der Kinobesucher auch in Düsseldorf die Bilder direkt vor seiner Nase tanzen lassen - scheinbar zum Greifen nah, als befände er sich mitten im Geschehen: Im Ufa-Filmpalast am Hauptbahnhof eröffnet ein IMAX-Kino. Dank aufwendiger Aufnahme- und Projektionstechnik - die Bilder kommen von zwei separat aufgenommenen Großformat-Filmen, die Leinwand mißt rund 550 Quadratmeter - wird ein brillanter 3D-Effekt möglich. Besonders dankbar sind dafür Naturfilmthemen. Aber wie wir die Filmbranche kennen, wird sie uns bestimmt bald auch die üblichen, von pyromanischen Action-Regisseuren angerichteten Fetzen per Imax um die Ohren fliegen lassen. Vorausgesetzt, wir setzen brav die Spezialbrille auf die Nase.

Ab 16. Juli im Ufa-Filmpalast, Düsseldorf, Nähe Hauptbahnhof

15.7. bis 1.8. jeweils Mi bis Sa, 20.30 Uhr, Kom(m)ödchen, Düsseldorf, Kay-und-Lore-Lorentz-Platz  
(Kassenzeiten und telefonische Kartenbestellung: Mo bis Sa 13-20 Uhr, Tel. (02 11) 32 94 43; Karten Ö 36,- DM zzgl. 10% Vorverkaufsgebühr, ermäßigt 23,- DM zzgl. 10%)

**Tangobälle & Tropennächte**

Während im Düsseldorfer Musicalhaus Capitol die „Grease“-DarstellerInnen noch immer nonstop Tanzbeine & Hüften schwingen, kann man das im benachbarten tanzhaus nrw / die werkstatt, das seit Frühjahr hier residiert, auch tatkräftig selber tun, und zwar besonders zu Latino- und karibischen Rhythmen. Im Rahmen des Sommerprogramms gehört der Dienstagabend immer dem Tango, mittwochs steigt eine Noche de la Salsa, samstags die Tropical Night. Kostenlose Schnupper-Tanzkurse sind jeweils inbegriffen. Für Juli haben sich an der Erkrather Straße zudem exzellente Live-Musiker und Gruppen angesagt: der Calypso-Rapper (=Rapso) Brother Resistance aus Trinidad, der argentinische Tango-Bandoneon-Altmeister Alfredo Marcucci, der virtuose Jazz & Weltmusik-Flötist Ronald Snijders aus den Niederlanden und das original cubanische Quartett Sol y Son. Caramba!

2.7., 21 Uhr, Caribbean Dance Night mit Brother Resistance (DM 24,-); 14.7., 21.30 Uhr, tango bal mit Alfredo Marcucci (16,-); 18.7., 22 Uhr, Caribbean Jazz Concert & Dance Night mit Ronald Snijders (19,-); 25.7., 21 Uhr, Kubanische Nacht mit Sol y Son (24,-). - tanzhaus nrw, Düsseldorf, Erkrather Str. 30, Tel. (02 11) 17 270-0

**Wandbilder für die Zukunft**

Das Wandbild, das seit einiger Zeit das Düsseldorfer Franziskanerkloster schmückt, ist nur eines von über 70 Monumentalgemälden, die der gemeinnützige Verein Farbfieber e. V. und dessen treibende Kraft, Klaus Klinger, seit 1987 initiiert haben. Sie entstanden, meist als internationale Gemeinschaftsprojekte, in Chile, Nicaragua, Kuba sowie zahlreichen deutschen Städten. Davon legt ein gerade erschienener großformatiger Katalog eindrucksvoll Zeugnis ab. Inzwischen plant Klinger längst die nächsten, über die Jahrtausende reichenden Aktivitäten. In vielen Ländern sollen gleichzeitig neue Wandbilder entstehen, die sich auf ihre Weise in die Diskussion um die Zukunft unseres Planeten einmischen. Als Bezugspunkt dient die Agenda 21, das umwelt- und entwicklungspolitische Dringlichkeitsprogramm, welches eine Konferenz der Vereinten Nationen 1992 in Rio beschloß, ohne daß ihm bisher nachhaltige Taten gefolgt wären.



Bekannt Farbe: Klaus Klinger

Am 2. 7. veranstaltet Farbfieber e. V. im Stadtmuseum Düsseldorf ab 19 Uhr ein Fest mit Musik, Film, Diaschau, Ausstellung neuer Bildentwürfe, Informationen etc. Es spielt die Latin-Jazz-Band „Evora“. - Der Katalog „Klinger - Wandmalerei und Kulturaustausch mit Lateinamerika“ ist für 30,- DM auf dem Fest zu bekommen bzw. bei Farbfieber, Fürstenwall 210, 40215 Düsseldorf





### Olivers Spiel

„Ich wollte ein bißchen Abenteuer“, sagt Oliver, als das Schlimmste überstanden ist, „aber dann haben sie mir die XL-Packung gegeben.“ Der Held dieses Buches, dem solche coolen Sprüche oft über die Lippen purzeln, ist elf Jahre jung; ein helles Bürschchen, das sich von den Erwachsenen kein X für ein L vormachen läßt und es haßt, wenn sie ihn wie ein Kind behandeln. So wie beispielsweise bei seinem Flug alleine von New York, wo seine

Großmutter lebt, zurück nach Frankfurt. Das Gute an diesem Flug ist immerhin, daß Oliver die nette Stewardess Susanne kennenlernt. Die wäre genau die Richtige für seinen Vater, findet er (Mutter ist schon lange tot) und setzt alle Tricks und Hebel in Bewegung, die beiden zu verkuppeln. Doch ganz so einfach geht das nicht: Vor allem sein Vater - Börsenspekulant und Individualist mit Bindungsangst - macht Zicken, was zu schweren Beziehungsturbulenzen führt. Für Turbulenzen anderer Art sorgt dann noch Oliver selbst, als er, alzu lange „allein zuhaus“, Vaters Börsencomputer knackt und mal eben schwindelerregende Millionengeschäfte tätigt. Das macht er zwar erwartungsgemäß clever - den Riecher scheint er von seinem Alten geerbt zu haben -, aber er gerät dabei mit dem skrupellosen Börsenfiesling Harry Fuchs aneinander, der noch eine offene Rechnung mit dem Vater hat. Und so eskaliert Olivers Abenteuer ins XL-Format Marke lebensgefährlich ... Am Ende aber siegt natürlich das Gute, die Bösen machen sich vom Acker, die patente Stewardess und der geläuterte Alleinerzieher kriegen sich, und wenn auch dessen Millionenvermögen futsch ist, so leben sie dennoch (oder gerade deshalb) glücklich und zufrieden ... „Olivers Spiel“ ist ein unterhaltsames modernes Märchen: Computerkid statt Königskind, Finanzhai statt Räuber aus dem Wald, und Gold, Silber & Edelstein sind Posten im Warentermingeschäft.

Mario Giordano: Olivers Spiel. Roman, Econ Verlag, 303 Seiten, DM 39,80



### Pauls Zauberland heißt Samarkand

„Der Schiffer Paule liegt im Meer. Es ist kein Land in Sicht“, so beginnt ein schon geradezu klassisches Kindergedicht von Peter Maiwald. Ein bekannter Rezitator zelebriert die listig-lustigen zwölf Zeilen bei seinen Auftritten als Kabinetstück erster Güte. Das Gedicht ist nicht das einzige des bekannten Düsseldorfer Autors, in dem ein Paul auftaucht. Im Gegenteil, der Name, der so kurz, bündig und doch klangvoll auf der Zunge liegt, hat es Maiwald seit langem angehtan. Mit dem Bändchen „Pauls Zauberland heißt Samarkand“ liegt nun eine ganze Kollektion von Gedichten vor, durch die pausenlos dieser Paul geistert, tobt, träumt, lacht und sonst noch allerhand Sachen macht. Paul ist natürlich kein spezielles Kind, er ist der kleine Junge schlechthin - sein Gegenstück heißt Anna, auch ein schöner Name -, er besitzt Fantasie pfundweise, eine Menge Freunde, liebt Tiere, Eisessen und Gruselgeschichten, er nimmt Anteil am Leben seiner Mitmenschen, und zwar nicht nur der Frau Könes mit den verlockenden Kirschen im Garten, manchmal packt ihn auch die Wut, da hilft dann ein „Wutgedicht“ wie das auf Seite 94, oder er bläst Trübsal, da ist es dann gut, daß es die Freunde gibt, die ihm wieder Lebenslust einflößen. - Kinder für Poesie zu begeistern: ein ziemlich kühnes Unterfangen heutzutage. Mit Maiwalds Gedichten, die so glasklar und knapp, so spielerisch und freundlich daherkommen, könnte es gelingen.

Peter Maiwald: Pauls Zauberland heißt Samarkand. Mit Bildern von Ute Krause, Fischer Schatzinsel, 118 Seiten, DM 12,90 (etwa ab 8 Jahre)



### Der Verlorene

Eine 50er Jahre-Kindheit wird erzählt. Erzählt aus der Sicht des Kindes selbst. Der Junge, kurz nach dem Krieg geboren, wächst in einem westfälischen Städtchen heran. Sein Vater schenkt ihm nur ein Minimum an Aufmerksamkeit, „das Geschäft“, ein Fleischhandel, geht schließlich vor. Die Mutter wiederum ist in chronischer Schwermut gefangen. Und die hat, wie der Junge eines Tages erfährt, einen Grund: Bei der Flucht aus dem Osten, im letzten Kriegsjahr, ging der Erstgeborene verloren. Die Eltern leben in der immer verzweifelteren Hoffnung, daß er lebe und irgendwann gefunden werde. Der Jüngere, der Erzähler, sieht die Sache freilich ganz anders: Der unbekannte ältere Bruder kann ihm gestohlen bleiben. Er fühlt sich so schon in dessen Schatten. Mit dem auch noch das Kinderzimmer teilen?! Doch erst einmal heißt es, sich bei einem obskuren Professor allerlei anthropologischen Untersuchungen zu unterziehen, auf daß die Ähnlichkeit mit einem gewissen Findelkind 2.307 geklärt werde ... Ein präzises Kleinbürgerfamilien-sittenbild aus der frühen Bundesrepublik mit sowohl unheimlichen als auch komischen Untertönen.

Hans-Ulrich Treichel: Der Verlorene, Suhrkamp, 175 Seiten, DM 32,-  
Der Autor liest aus seiner Erzählung am 13.7. um 19.30 Uhr in der Düsseldorfer Buchhandlung Rudolf Müller, Neustraße 38

# AKTUELLE KINOTIPS.....

von Dagmar Dahmen

## ZUM TEUFEL MIT DER SEELE

von Peter Duncan mit Geoffrey Rush, Frances O'Connor, David Wenham, Heather Mitchell  
(TiMe Filmverleih)

Ein Mittel gegen das Altern will der Forscher Dr. Richard Shorkinghorn unbedingt erfinden. Um schwerkranke Kinder zu retten und auch ein bißchen Ruhm abzusahnen. Eines Tages wird er von der millionenschweren Grace und ihrem Ehemann Godfrey übers Wochenende in deren Landhaus eingeladen. Richard macht sich - samt seinen „Versuchshühnchen“ - auf den Weg und trifft am Bahnhof ausgerechnet seine Ex-Freundin und Ex-Assistentin Kate, die ebenfalls - inklusive Hühner - einen Zuschuß von Grace ergattern will. Beide buhlen um die Gunst der Gastgeberin. Zunächst scheint Richard den Kürzeren zu ziehen, doch dann passieren Dinge, die die „Geldbuhler“ wieder zusammenführt. Im Landhaus gibt es einen angeblichen Selbstmord, die Gastgeber wirken reichlich überdreht und stellen sich schließlich als Anhänger des Satanismus heraus ....

Wer bei dem Szenario plötzlich einen Horrorfilm erwartet, dem sei gesagt: Richtig unheimlich wird „Zum Teufel mit der Seele“ eigentlich nie. Eher schräg geht es zu. So erfährt man, daß tote Hühner einen Bestatter brauchen oder daß australische Premiernminister keine Ahnung von Politik oder Wirtschaft haben - es sei denn, sie haben einen Spickzettel. „Cinema Down Under“ überrascht immer wieder mit ungewöhnlichen Skript-Einfällen. Doch Peter Duncans zweiter Film - vor allem das Ende - enttäuscht ein wenig.

Starttermin: 2. Juli 1998



## SCHARFE TÄUSCHUNG - DIE MÖRDERISCHE KUNST ZU LÜGEN

von Jonas und Joshua Pate mit Tim Roth, Chris Penne, Rosanna Arquette, Ellen Burstyn, Michael Rooker  
(Jugendfilm)

Brüder sind anscheinend äußerst kreative Menschen. Nach Ethan und Joel Coen („Fargo“) ist das Geschwisterpaar Jonas und Joshua Pate auf dem besten Wege, im „Independent Hollywood“ Aufsehen zu erregen. Und da die beiden sogar Zwillinge sind, ist das Arbeiten mit ihnen extrem ökonomisch - meinen zumindest die Producer. Jonas ist das „Auge“ - er arbeitet mit dem Kameramann zusammen. Joshua kümmert sich um die Schauspieler. Das „Dream Team“ versteht sich blind, wie es so schön heißt. Jonas Pate hatte die Idee zu ihrem ersten Film (Originaltitel „Liar“). Er war Gast einer Gameshow, in der er sich einem Lügendetektortest unterziehen mußte (komische Show, na ja, vielleicht mußte er bezeugen, nicht gefuscht zu haben!). Diese Erfahrung setzte er mit seinem Bruder in ein Drehbuch um. Es geht um den Mord an einer Prostituierten. Der Lügendetektor soll zwei Detektiven beweisen, daß ihr Verdächtiger der mutmaßliche Killer ist. Doch ganz so einfach wird die Chose nicht: Und als sich ein Cop selbst anschließt, kommen bittere Wahrheiten ans Licht und aus dem Jäger wird plötzlich selbst ein Verdächtiger. In dem nun folgenden Katz- und Mausspiel wird klar: Die Wahrheit findet allein im Kopf statt. Mit exzellenten Schauspielern (Tim Roth aus „Pulp Fiction“ zum Beispiel) ist den Zwillingen ein Debüt gelungen, bei dem man gespannt sein darf, wie's weitergeht.

Starttermin: 16. Juli 1998



## STADT DER ENGEL

von Brad Silberling mit Nicolas Cage und Meg Ryan  
(Warner Bros. Film)

Wim Wenders' Film „Der Himmel über Berlin“ made in America! Doch keine Sorge. „Stadt der Engel“ ist kein blasser Abklatsch der deutschen Originalversion. Man will zwar nicht glauben, daß die zigste Geschichte über „Flügelwesen“ auf der Erde noch irgendwie überraschen und/oder unterhalten könnte, aber Regisseur Brad Silberling („Casper“) ist dennoch ein besonderer Film gelungen. Das mag auch an den Darstellern Meg Ryan und Nicolas Cage liegen, die erstaunlich gut zusammen passen. Schöne Szenen - visuell oder dank Dialoge - gibt es häufig. So als der Engel Seth - übrigens immer schwarz gekleidet - seine große Liebe Maggie bittet, den Geschmack einer Birne zu beschreiben. „Aber du weißt doch, wie eine Birne schmeckt,“ wundert diese sich. „Ich weiß nicht, wie sie DIR schmeckt,“ antwortet der verliebte Engel. Maggie erliegt dem Charme ihres Bewunderers, auch wenn er ihr seltsam vorkommt. Und Seth beschließt, die Welt der Engel zu verlassen, um als Sterblicher bei Maggie leben zu können ... Zugegeben, wer Wim Wenders Film kennt und schätzt, wird „Stadt der Engel“ vielleicht nicht mögen. Doch die Liebesgeschichte, die eindeutig im Mittelpunkt steht, ist ergreifend geschildert, ohne daß die Tränen zuhauf fließen. Und Nicolas Cage kann endlich mal wieder beweisen, daß er nicht nur als Actionstar ein gute Figur macht.

Starttermin: 23. Juli 1998





**Letzte Möglichkeit!**

# Uecker-Lithographie für Obdachlose

Erhältlich bei:  
Galerie Blau, Hohe Str. 16,  
Düsseldorf.  
Telefon: 0211/13 14 56.



Fotos: R. Purpar

Große Kunst zum sensationell günstigen Preis. Nur noch wenige Exemplare erhältlich.

„Verletzungen - Verbindungen“ nennt „Nagelkünstler“ Günther Uecker seine neueste Lithographie, die er zur Unterstützung der Obdachlosenhilfe von Bruder Matthäus geschaffen hat. Das Werk (ca. 90 x 60 cm) ist mit 220 Exemplaren streng limitiert, numeriert, handsigniert und auf hochwertigem Bütten gedruckt. Der übliche Galerie-Preis beträgt mindestens 800 Mark. Weil der Künstler auf sein Honorar verzichtet hat und die Herstellung zum Selbstkostenpreis abgerechnet wurde, können wir die Offset-Lithographie für nur 280 Mark anbieten. 240 Mark davon kommen direkt dem Wohnprojekt von Bruder Matthäus in der Römerstr. 9 (Düsseldorf) zugute. Übrigens: Auch die Originale sind für 5.500 Mark in der Galerie Blau erhältlich.

## Pressestimmen

- „Uecker stiftet Grafik für Obdachlose.“  
*Welt am Sonntag*
- „Uecker holt den Hammer raus. Toller Erfolg.“  
*Express*
- „Weltberühmter Kunst-Professor für Obdachlose.“  
*Bild*
- „fiftyfifty gefiel Uecker so gut.“  
*Rheinische Post*

## Ja, Ich bestelle

Exemplare Uecker-Lithographie/n zum Preis von DM 280,—/Stück zzgl. DM 20,— für Porto und Verpackung (einmalig für die gesamte Lieferung). Ich weiß, daß DM 240,— von jeder verkauften Lithographie an das Obdachlosen-Wohnprojekt von Bruder Matthäus (Römerstr. 9, Düsseldorf) geht.

Einen Verrechnungsscheck in Höhe von DM  füge ich bei.

Coupon bitte an:  
*fiftyfifty*, Ludwigshafener Str. 33f, 40229 Düsseldorf

Name

Vorname

Straße, Haus-Nr.

PLZ, Ort

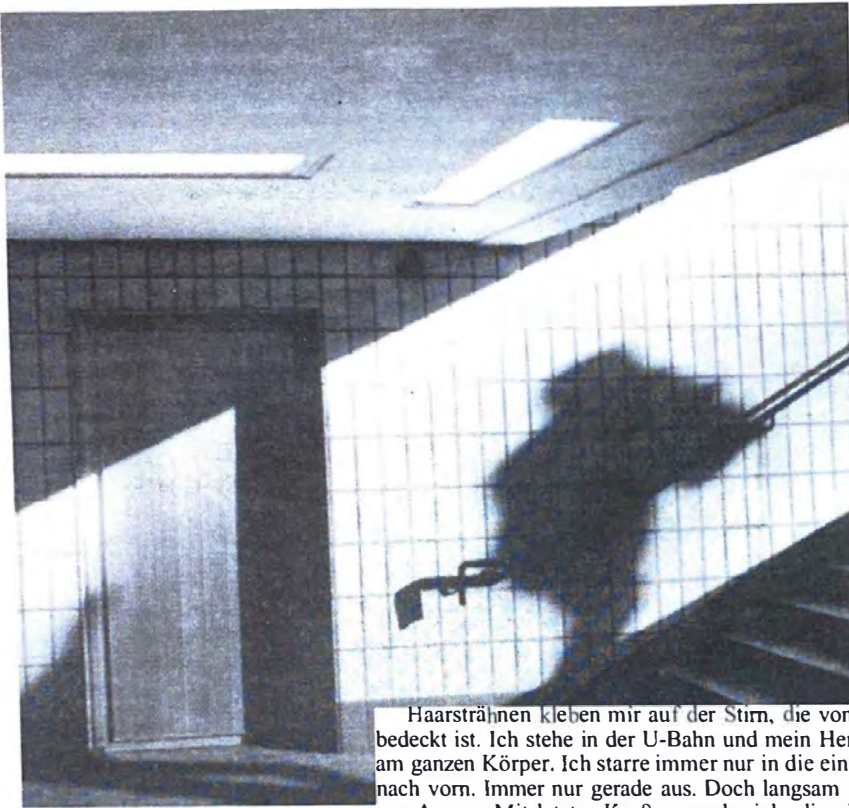
Telefon

Unterschrift

# Wohin ist sie gegangen?

Laß mich leben mein Kind.

Rüdiger Düsselberger



**Von Christina H.**

Haarsträhnen kleben mir auf der Stirn, die von kaltem Schweiß bedeckt ist. Ich stehe in der U-Bahn und mein Herz rast. Ich zittere am ganzen Körper. Ich starre immer nur in die eine Richtung genau nach vorn. Immer nur gerade aus. Doch langsam wird mir schwarz vor Augen. Mit letzter Kraft versuche ich, die eiserne Stange vor mir zu ergreifen, doch plötzlich falle ich.

Ich falle langsam und leicht. Ich habe keine Angst und tauche in ein buntes Meer aus Schaum. Dann beginne ich wie auf einem Trampolin zu springen. Bei jedem Absprung fliegen tausend kleine Seifenblasen um mich herum. Eine leise, liebevolle Musik mit vielen Glockenklängen umspielt meinen Körper.

Plötzlich taucht aus einem Windstoß aus Seifenblasen etwas auf, und ich merke, daß ich nicht mehr allein auf diesem riesigen Trampolin bin. Eigentlich kümmert mich dieser Mensch dahinten herzlich wenig. Und doch richtet sich mein Blick, wie magisch angezogen, auf sie.

Es ist eine alte Frau, ganz in Weiß, gekleidet mit einem Schleier auf ihrem aschgrauen Haar. Ihr Gesicht ist von Rissen durchzogen und ihre Augenlider hängen schlaff nach unten. Ihre Haut ist ganz vergilbt und ihre Wangen sind eingefallen. Trotz dieses leblosen Äußeren strahlt sie eine Güte und Wärme aus, die mich langsam auf sie zugehen läßt. Als ich näher komme, erkenne ich ihr schmerzverzerrtes Gesicht. Es ist mein Gesicht! Das ist meine Zukunft! Die alte Dame streckt, ihre Hände hilfeschend nach mir aus, ich gehe ihr ein paar Schritte entgegen und blicke ihr in die blaßblauen Augen.

Die Musik ist verstummt, und plötzlich reißt die so bunte Schaumdecke auf, und die alte Dame, meine Zukunft, stürzt mit einem kläglichen, tödlichen Schrei in die Tiefe eines grellen Spaltes. Keuchend schlage ich die Augen auf. Ich liege auf der U-Bahnbank und meine verquollenen Augen starren in fremde Gesichter. Gott sei dank, ich bin nur ohnmächtig gewesen. Ich sehe mich langsam um, und vor mir steht die Frau aus meinem Traum. Sie hat Tränen in den Augen und flüstert mir leise zu: „Laß mich leben mein Kind! Ich bin doch Deine Zukunft!“

Sie dreht sich langsam um und verschwindet in der Masse.

aus Zeitdruck, Straßennarrativ von jungen Ein- und Aussteigern





# Alexander

Erzählung von  
Horst Dieter Marx

Teil 13

Er saß wie ein Kanarienvogel im goldenen Käfig, wurde mit Leckerbissen verwöhnt und mit Streicheleinheiten verhätschelt, spürte aber eine immer stärker anschwellende Abneigung, nach der strengen Melodie seines Onkels zu trällern. Als er seinem Onkel nach zwei Semestern zögerlich und beklommen zu verstehen gab, daß die Betriebswirtschaft offenbar doch nicht sein Metier, zu theoretisch sei und er doch eher praktisch arbeiten möchte, erwartete er irgend etwas zwischen Tobsuchtsanfall und Amoklauf. Doch Onkel Georg reagierte überraschend gelassen, legte nur seine Stirn in Falten, dann aber huschte ein Lächeln über sein Gesicht, als fielen ihm in diesem Augenblick die Parallelen zu seiner eigenen Geschichte ein. Es war der Tag, an dem Onkel Georg seinen Günstling zuerst in ein japanisches Restaurant und anschließend in eines dieser Edeletablissemments einlud, die Alexander bisher allenfalls von außen gesehen hatte. Offenbar vermutete der Onkel in seinem Lendenbereich so viel Nachholbedarf, daß er gleich ein Quartett von Liebesdinerinnen auf ihr Zimmer bestellte, inklusive Champagner und verschiedener Delikatessen. Als hätten die professionellen Schäferstündchen der Kreativität des Onkels Flügel verliehen, produ-

zierten seine grauen Zellen auf der Rückfahrt gleich ein neues Konzept für Alexanders Zukunft. Und dieser merkte nicht, wie er vom Regen in die Traufe kam und sich noch stärker als bisher im klebrigen Spinnennetz seines Onkels verstrickte. Alexander trottet behäbigen Schritts zu der Kirche, wo sie mittags immer eine Suppe an Arme und Obdachlose verteilen. Gegen die Delikatessen, die er auf dem Höhepunkt seiner beruflichen Laufbahn allzu heftig verschlang, weil sie für ihn schon zu einer Selbstverständlichkeit geworden waren, nimmt sich das Almosen der Gottesleute aus wie Spülwasser gegen Champagner. Doch aus der Kür von einst, dem Schlemmen à la carte, ist eine Pflichtübung geworden, ein Vertreiben des Brummhähns, der in der Magengegend sein Unwesen treibt. Ihm ist es längst einerlei, ob die Leute auf dem Bürgersteig ihn angaffen wie einen aus dem Zoo entlaufenen Gorilla, verschämt wegschauen, weil sie ihren Augen den Anblick eines rüddigen Hundes ersparen oder ob Kinder verschreckt mit dem Finger auf ihn zeigen und sich an den Rockzipfel der Mutter klammern. Früher hatte er selbst auf die Penner und solche Konsorten hinuntergeblickt, ihnen hochmütig und vermessen alles unterstellt, was andere nun felsenfest von ihm behaupten. Wie sollen und können sie auch ahnen, daß es gar noch nicht so lange her ist, als er mit einem Smoking oder Nadelstreifen zu Cocktailpartys und Soireen wandelte, von einem Hairstylisten und einer Maniküre auf Yuppie und Konjunkturritter getrimmt den Smalltalk mit den würdigen Honoratioren der Stadt pflegte. Von den Söhnen der Oberschicht erntete er

damals als Senkrechtstarter viele abfällige Bemerkungen, weckte bei ihnen Neid und Mißgunst, wohl auch, weil er bei den Töchtern und ihren eigenen Gespielinnen schnell Hahn im Korb wurde. Vor dem Pfarramt der Kirche wird Alexander das Lästermaul Regina treffen, eine alte Ex-Dirne mit zerzausten, verfilzten Haaren und einem nur noch von wenigen braun-schwarzen Zahnruinen besiedelten Gebiß. Die Brühe, über die sie sich ständig das Maul zerreißt, läuft ihr regelmäßig aus den Mundwinkeln wieder heraus und tropft auf den alten, fleckenübersäten Mantel, einen inzwischen sackartigen Fetzen, den sie irgendwann vor Jahren aus einer Kleidersammlung gefischt hat. Ihr wichtigstes Utensil ist eine Spiegelscherbe, in die sie fortwährend hineinblinzelt, als betrete sie gleich die Bühne eines Schönheitswettbewerbs. Sie will sich nicht damit abfinden, daß der Lack abgebröckelt ist und das Alter tiefe Kerben und Gruben in ihr womöglich ebenmäßiges Antlitz von einst gegraben hat. Als die Kohle nicht mehr stimmte, weil die Freier bei ihrem Anblick die Nase zu rümpfen begannen, hat ihr Zuhälter sie einfach weggeschmeuchelt wie lästiges Ungeziefer. Sie landete auf der Schutthalde derer, mit denen die Gesellschaft zu ihrem Vergnügen Schindluder treibt, die dann frostig ausgerangiert und aussortiert werden, wenn sie Rost ansetzen. Regina hat an diesem Tag aufgehört zu leben und zu denken. Die Uhr ist für sie stehengeblieben,

Fortsetzung im nächsten Heft. Aus: Horst Dieter Marx, Alexander, Snyder Verlag Paderborn, ISBN 3 930302 40 3, 104 Seiten, DM 19,80. Das Buch ist in jeder Buchhandlung oder bei **myrta** (zzg), DM 5,- für Versand erhältlich.



”  
Ein gutes  
Stück.

”



”  
Lieber Bruder Matthäus,  
das ist ja auch  
für einen guten Zweck.

”



**fiftyfifty**

**Das Straßenrad.**

● Klassischer Rahmen in Diamantform aus zweifach konifiziertem Cromo-Rohr. ● Rahmen/Gabel pulverbeschichtet. ● Hochgelegte, verschleißreiere Zugführung. ● Schaltwerk/Umwerfer/Cassette/Naben aus der wettkampforientierten Shimano Gruppe STX-RC, daher hoher Schaltkomfort. ● V-Brakes ermöglichen optimale Bremsleistung. ● Hohlkammerfelgen aus Alu mit gebürsteter Flanke und Sicherheitsstreifen. Die gebürstete Seitenflanke ermöglicht optimales Bremsen und der Sicherheitsstreifen zeigt den Verschleißgrad an. ● Naben mehrfach gedichtet, daher wartungsfrei. ● Industrie-Innenlager. ● Kettenradgarnitur mit verschraubten Kettenblättern, daher austauschbar. ● Schwalbe-Marathon-Bereifung mit reflektierenden Seitenstreifen. ● SKS Chromschutzbleche. ● Halogenscheinwerfer. ● Toplight-Rücklicht mit integriertem Rückstrahler. ● Absolut stimmiges Preis-/Leistungsverhältnis. ● Garantie auf Rahmen + Gabel 10 Jahre nach Kaufdatum.

Die Hotline 0 21 02/89 56 23 anrufen. Termin vereinbaren. Probefahren.

Haben wollen. Kaufen. Für 1.442,00 DM. Davon gehen 268,08 DM als Spende an fiftyfifty. Gute Fahrt. Das Straßenrad.

● Der Fahrradersteller, der mit fiftyfifty gemeinsame Sache macht: f.a.c.t. - F. Tappert, Postfach 10 82 40, 40863 Ratingen. ● fiftyfifty im Internet: <http://www.zakk.de/fiftyfifty>